Est. A-14633
VI-611
TARTU ÜLIKOOL UNIVERSITAS TARTUENSIS 1632

25 Jahre Rigaer Stadt-Mission

4A
63483

Geschichte und Berichte

D. O. Schabert
P. A. Burchard
Insp. P. E. van Beuningen

E.V.
TARTU ÜLIKOOLI
USUTEADUSKOND
SEMINARI RAAMATUKOGU
2 XI 1927
3877

1926
Verlag der Rigaer Stadt-Mission

Vorbemerkung

Zur Feier des 10-jährigen Bestehens der Stadtmission, die zuerst den Namen Gemeindediakonie, dann den Namen Stadtdiakonie tragen mußte, waren wir so reich, daß wir eine schön ausgestattete Festschrift herausgeben konnten, die die Entstehung und die Entwickelung der Arbeit brachte. Zum 25-jährigen „Jubiläum" sind wir so arm, daß wir nicht einmal es wagen wollten, eine Broschüre herauszugeben, trotzdem gerade die Geschichte der Rigaer Stadtmission es sicherlich wert ist, daß sie weiteren evangelischen Kreisen bekannt wird. Zu wechselreich sind ihre Geschicke.

Wenn es nun doch möglich wurde, Geschichte und Bericht der Rigaer Stadtmission herauszugeben, so danken wir es vor allem der großen Beihilfe, die der Zentralausschuß für Innere Mission uns für den Druck zur Verfügung gestellt hat.

Unter die Geschichte der Rigaer Stadtmission schreiben wir Klagel. 3. 22: „Die Güte des Herrn ist es, daß wir nicht gar aus sind", — für die kommende Zeit trösten wir uns aber in unseren geringen Tagen mit der Fortsetzung des Bibelwortes: „Seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende".

So dürfen wir auch für unsere Stadtmission auf Ihn hoffen.

D. Oskar Schabert,
Leiter der Rigaer Stadtmission.

Riga, 1926,
am Reformationsfesttage.

Est. A
Tartu Ülikooli
Raamatukogu
26534

Das Werden

Eine böse Entdeckung

Im Herbst und Winter 1892/93 durfte ich unter dem unvergeßlichen Hofprediger A. Stoecker in der Berliner Stadtmission arbeiten. In Berlin galt es neben andern den Kampf gegen die Gottlosigkeit zu führen, die die deutsche Sozialdemokratie auf ihre Fahne geschrieben. Über ihr wirtschaftliches Programm kann man streiten, ihre absolut unnötige Gottlosigkeit muß man bestreiten.

Heimgekehrt, suchte ich mit dem durch die Berliner Arbeit geschärften Blick, ob sich Äußerungen atheistischer, sozialistischer Weltanschauung in Riga fänden. Da die durch die Schutzpolitik geschaffene Industrie viele vom Lande zur Stadt gezogene Fabrikarbeiter zu wurzellosen Proletariern gemacht hatte, mußte damit gerechnet werden, daß die Sozialdemokratie auch in unserem Lande Anhang gefunden. Führende Männer jener Tage meinten zwar, die Sozialdemokratie könne bei uns nicht Wurzel fassen, denn wir seien ein Agrarland (so Alex. von Oettingen), andere meinten, die Fabrikbevölkerung jener Tage sei noch zu ungebildet, als daß sie für Wirtschaftsprobleme Verständnis und für soziale Programme Interesse habe (so E. Bernewitz).

Da, es war in einer Konfirmationsstunde bei Besprechung des 7. Gebotes, vertrat ein religiös interessierter Konfirmand die These von der Notwendigkeit der Verstaatlichung der Produktionsmittel. Er tat es mit den in sozialistischen Programmschriften festgelegten Worten. Nun war es mir klar, man brauchte nicht mehr theoretisch über die Möglichkeit sozialdemokratischer Propaganda unter uns zu disputieren, sie war eben schon da, trotz der allmächtigen Polizei und trotz Sibirien, wohin viele Sozialdemokraten als „Nihilisten" verschickt worden waren. War aber die Sozialdemokratie da, dann mußte, da sie offenbar aus dem benachbarten Deutschland

importiert war, auch mit ihrer materialistischen, atheistischen Weltanschauung gerechnet werden. Wer war berufener, die Gegenpropaganda zu führen, als eine Stadtmission! An ihre Gründung mußte gegangen werden.

Schreiende Zahlen

Die Einwohnerschaft Rigas war von:
194,000 im Jahre 1881 auf
310,000 „ „ 1901
die Zahl der Evangelischen von:
106,000 im Jahre 1881 auf
220,000 „ „ 1901 gestiegen,
für die ca. 115,000 neuhinzugekommenen Evangelischen waren nur zwei neue Kirchenwesen gegründet worden: 1887 die Paulskirche, 1891 die Lutherkirche. Eine Riesengemeinde von 35,000 Seelen hatte ein Pastor kirchlich und standesamtlich zu bedienen, neue Kirchenwesen zu gründen hinderte die russische Staatsgewalt, denn sie fürchtete Stärkung des Protestantismus, der aber sollte ja von den Männern, die sich um Pobedonoszew scharten, vernichtet werden. Bei diesem Kirchenmangel kam es zur Entkirchlichung großer Massen, was um so gefährlicher war, weil unser Land nie den Segen einer tiefgehenden Erweckungszeit erlebt hatte. Trotz Wachsens der Zahl der Evangelischen sank die Abendmahlsziffer; es war klar, eine Stadtmission mußte auf den Plan, um durch ihre bewegliche Organisation die Arbeit zu tun, die die schwerfällige offizielle Kirche nicht leisten konnte.

Der erste Versuch

Nach dem Muster der Statuten des Petersburger „Vereins zur sittlichen und religiösen Pflege der Protestanten" wurden Statuten für die Stadtmissionsarbeit in Riga mit einer Denkschrift zur Bestätigung vorgestellt. Das zuständige livländische Konsistorium befürwortete sie, das Generalkonsistorium in Petersburg trat warm für die Bestätigung ein; der livländische Gouverneur gab aber auf eine Anfrage das Gutachten ab: solch ein Verein sei nicht notwendig und auch nicht wünschenswert. Das geschah im März 1898; im Mai desselben Jahres erlebte Riga den ersten großen revolutionären

Streik. Die mit Blindheit geschlagene russische Obrigkeit fürchtete eben noch mehr als den revolutionären Sozialismus das Erstarken des Protestantismus.

Unsere Hände blieben gebunden; nach wie vor war den Evangelischen verwehrt, neue Gemeinden zu gründen und sich zu gemeinsamer Arbeit in Vereinen zusammenzuschließen. Man mußte müßig stehen und zusehen, wie die Gluten der Gottlosigkeit in der Tiefe geschürt wurden, und doch . . .

Wo ein Wille, da ist ein Weg

Konnten neue Gemeinden nicht gegründet werden, wurde die Vereinsarbeit unmöglich gemacht, so mußten die bestehenden Gemeinden auf den Plan, um der notwendigen Arbeit der Stadtmission das schützende Dach zu leihen. Es war des furchtlosen Generalsuperintendenten Hollmann's Verdienst, auf diesen auch kirchlich-gesetzlich „noch möglichen" Weg, die Innere Missionsarbeit gewiesen zu haben. Nun galt es zur Tat zu schreiten.

Es gelang mir, Pastor M. Braun, der, als nächster Mitarbeiter Stöckers, mich seinerzeit in Berlin in die Arbeit der Stadtmission eingeführt hatte, zu bewegen, im Sommer 1901 nach Riga zu kommen. Predigen und in öffentlicher Versammlung reden durfte ein Ausländer damals nicht, deshalb wurde ein anderer Weg eingeschlagen. Zum 4. Juli 1901 wurden in eine Sommervilla nach Majorenhof, Rigasche Straße Nr. 3, alle damals in Riga anwesenden Pastoren und sonst interessierte Gemeindeglieder geladen, die Begründung einer Stadtmission für Riga zu beraten. Wunderbar fein wußte Braun die Herzen warm zu machen, indem er in meisterhafter Weise von der Notwendigkeit und dem Segen der Stadtmissionsarbeit redete, die der Kirche der Großstadt eine unentbehrliche Helferin geworden; und ich durfte von der Notwendigkeit dieser Arbeit auch hier in Riga sprechen. Sie wurde von allen Anwesenden anerkannt. Die Versammelten garantierten für das erste Jahr 3000 Rbl. und bestimmten zu meinen Beratern Pastor K. Keller und Kaufmann Th. Prieskorn.

Im Glauben ward es begonnen, betend war der Grundstein gelegt.

Weil nur die Gemeinden allein ein schützend Dach gewähren konnten, wurde die Arbeit zunächst

Gemeindediakonie *)

genannt („Stadtmission" durfte sie nicht genannt werden, denn unter Mission verstand das Gesetz „Propaganda", und die durfte nur die Staatskirche treiben, Mission, von anderer Seite getrieben, galt als Kriminalverbrechen).

Als Inspektor wurde cand. theol. H. Bergengruen berufen, eine frische jugendliche Kraft mit brennendem Herzen; zu Stadtmissionaren, oder, wie sie offiziell genannt wurden, zu „Diakonen", meldeten sich Handlungsgehilfe Andersohn, die Lehrer Petersohn und Häußler. Alle diese Männer wagten im Vertrauen auf Gott ihre bisherige Arbeit aufzugeben und in diese, zunächst nur auf ein Jahr garantierte Arbeit zu treten. Vom August an suchte ich ihnen Spezialkenntnisse über Geschichte, Theorie und Praxis der Stadtmission zu vermitteln und sie mit den besonderen kirchlichen und sozialen Verhältnissen des Landes bekannt zu machen. Im Oktober zogen alle vier hinaus nach Berlin, wo der „Pate" der Rigaschen Stadtmission, Max Braun, dafür sorgte, daß sie alle die Arbeit gründlich kennen lernten. Als sie im Dezember 1901 heimkehrten, hatten wir die Freude, in ihnen Männer zu grüßen, die begeistert für die Arbeit und geschickt waren, sie zu treiben. Durch das Entgegenkommen der Kirchenadministrationen wurden die Stadtmissionare nun offiziell als Diakonen an d e n Kirchen angestellt, die in den ihnen zugewiesenen Bezirken lagen. Der Titel Diakon kam der Arbeit sehr zustatten. Fragte die russische Polizei nach den Arbeitslegitimationen des Diakonen, so war der Polizist immer höchst zufrieden, wenn er aus dem vorgewiesenen Papier ersah, daß er es mit einem „Diatschok" zu tun hatte, dieser Diakonentitel war der Polizei von der russischen Kirche her geläufig, in der Diatschok die niedrigste Stufe der hierarchischen Leiter bildete.

Das erste Arbeitsjahr

Das Feuer der ersten Liebe brannte und gab die Kraft, auch die sich entgegenstellenden Hemmungen zu überwinden. Äußerlich zwar war alles in Ordnung. Die Stadtmissionare standen offiziell im

*) Als allmählich in allen Gemeinden Diakonissinnen arbeiteten, wurde um Verwechselungen vorzubeugen, der Name in Stadtdiakonie geändert.

Gemeindedienst, waren gegen die Polizei gedeckt, aber es galt all die Kinderkrankheiten zu überwinden, die eine neue anspruchsvolle Innere Missionsarbeit durchkämpfen muß. Es mußten die Mißverständnisse und Befürchtungen der Gemeindepastoren erst überwunden werden, die fürchteten, die Stadtmissionare würden die pastorale seelsorgerische Arbeit durchkreuzen, andererseits mußten die Pastoren erst lernen, die Hilfe der Stadtmission recht zu gebrauchen, wie es die Stadtmissionare lernen mußten, vor allem „der verlängerte Arm" des Pastors zu sein. Gottlob, beides ist gelungen. Aus dem Stiefkinde der Kirche, an dem allerlei auszusetzen war, wurde die Stadtmission allmählich das liebe Kind der Pastorenschaft. Das Vertrauen stellte sich ein, schon im ersten Jahre wurden den Stadtmissionaren 280 „Fälle" zur Bearbeitung überwiesen. Außer dieser gemeindlichen Hilfsarbeit wurden von den Berufsarbeitern noch folgende Arbeiten geleistet: Bibelstunden im Evangelischen Nüchternheitsverein, Pastorierung der Insassen der Anstalt Bethabara für gefährdete Mädchen, Pflege der Familien der Strafgefangenen, Arbeit an den erkrankten Prostituierten, Predigt in dem kirchenlosen Vororte Schreyenbusch und das Abhalten von Kindergottesdiensten, wozu das Konsistorium die Genehmigung erteilte. Als nach einem Jahre die Anfrage an den erweiterten Kreis der Stifter und Garanten gestellt wurde: soll die Arbeit weitergehen? ward einstimmig beschlossen, sie nicht nur unter allen Umständen weiterbestehen zu lassen, sondern sie auch weiter auszubauen. Das Komitee wurde erweitert, so daß in demselben die verschiedensten Gemeinden und Berufe vertreten waren; alle einte der brennende Wunsch, die Arbeit zu fördern zum Wohl der Kirche.

Schutzlos — unter Gottes Schutz

Gottlob, die Arbeit „unter der Hand" war möglich und gesegnet, die Sehnsucht aber, die Arbeit in breiter Öffentlichkeit tun zu können, wurde immer stärker, denn Entkirchlichung und Gottlosigkeit wuchsen immer mehr und forderten offenen Abwehrkampf. Wieder wagten wir 1904 den Versuch, ein Statut zu erlangen, das uns öffentliches Wirken ermöglichen sollte. Dieses Mal war es ein Vertreter der russischen Staatskirche, der in unserer Arbeit trotz aller gegenteiligen Versicherung „Propaganda unter

den Orthodoxen" witterte und die Bestätigung des Vereins „als unnötig" hintertrieb. Wieder war es wie beim ersten Versuche, als ob Gott selbst durch die eintretenden Ereignisse die russischen Machthaber ihres Unrechts überführen wollte. Die blutige Revolution brach 1905 los. Zwar hatte der schwache Zar das Gesetz über Glaubensfreiheit verkündet, so daß uns die Polizei nicht mehr hindern konnte zu predigen und Schriften zu vertreiben, aber der sozialistische Terror machte ein öffentliches Wirken physisch unmöglich. Der Wirt, in dessen Haus wir Gottesdienst hielten, ward vom Revolutionskomitee bedroht, sein Haus werde dem Erdboden gleichgemacht werden, wenn noch weiter in demselben die Bibel gelehrt werden würde. Wollte man in öffentlicher Versammlung gegen den Revolutionswahnsinn auftreten, der mit dem Zaren auch Gott absetzen wollte, so wurde man nach den ersten Worten niedergebrüllt. Suchte man Schriften zu vertreiben, so wurden sie sofort mit Gewalt abgenommen und in den Straßenkot getreten. Als einzige Arbeit blieben den Stadtmissionaren die Hausbesuche, hier konnte noch gewarnt und gestärkt werden. Neben dieser stillen Arbeit konnte noch die heilige Arbeit der Fürbitte geübt werden, diese wichtigste und größte Diakonie.

Gott hat damals in wunderbarer Weise alle Berufsarbeiter der Stadtmission in aller Gefahr behütet, auch das Todesurteil, das das Revolutionskomitee über den Leiter aussprach, kam nicht zur Vollstreckung. Da haben wir Arbeiter der Stadtmission es erfahren dürfen: ohne des Vaters Wille fällt kein Sperling vom Dach.

Aufstieg aus der Tiefe

Die Revolution, die durch die Staatsgewalt schließlich niedergedrückt war, hatte Entsetzliches gezeitigt. 1163 Morde und Mordversuche, 1447 Brandstiftungen, 1443 bewaffnete Raubüberfälle hatten einen furchtbaren Blutbann auf das Land gelegt, der am schwersten auf Riga lastete, wo es am tollsten hergegangen war. Die bis dahin im Lande herrschende Kirchlichkeit hatte einen Stoß bekommen, von dem sie sich nie mehr erholt hat. Das Zweikindersystem begann zu herrschen, die Alkoholflut zu steigen, der Vergnügungstaumel erfaßte das Land. Vor neue große Aufgaben sah sich die Stadtmission gestellt, die dringend die ungehinderte

Betätigung heischten, doch die russische Regierung konnte ihre Pharaonennatur nicht verleugnen: kaum war die Plage der Revolution von ihr genommen, so verhärtete sich schon wieder ihr Herz. Ein erneuter Versuch 1908, die Bestätigung zu erlangen, schlug wieder fehl. Trotzdem ging es aufwärts.

Es konnte unter der Hand erlangt werden, daß der livländische Gouverneur die Haussammlungen zum Besten der Stadtmission gestattete, so konnte endlich die längst notwendig gewordene Erweiterung unserer Arbeit vorgenommen werden. Da andererseits das livländische Konsistorium, mit dem Generalsuperintendenten G. Oehrn an der Spitze, so viel als es ihm möglich war, in jeder Weise die Bahn für unsere Arbeit freimachte, konnte sich die Arbeit ungehindert entfalten, ja

die Zeltpflöcke wurden weiter gesteckt

Die Revolution hatte das Land von den drückendsten Fesseln des Polizeiregimes befreit, so konnten auch wir an den Ausbau unseres Werkes gehen. Anfangs schien der Fortgang des Inspektors Bergengruen, der seit der Begründung der Stadtmission in der Arbeit gestanden, ein kaum zu überwindender Schlag für das junge Werk zu sein, da beim herrschenden Theologenmangel wenig Aussicht war, eine so unsichere Kampfstellung zu besetzen. Doch Gott schenkte uns 1907 in der Person Pastor A. Burchards einen vollen Ersatz, ja es war möglich, Pastor Burchard pekuniär so zu stellen, daß er ausschließlich der Innern Missionsarbeit leben konnte.

Die Arbeit wird erweitert, die Saaltätigkeit wird begonnen. Als erste Anstalt wird die Herberge „Nazareth", die zugleich Vagabunden und Trinkern dienen soll, begründet. Neue Arbeitskräfte werden in den Dienst gestellt. Die Stadtmission beginnt im Sinne Wicherns ein Sammelpunkt der Innern Missionsarbeiten Rigas zu werden, von denen sich viele der Stadtmission angliedern. Und endlich ward ihr auch die langerstrebte öffentliche Sicherstellung durch den Rechtsschutz des obrigkeitlich bestätigten Johannis-Vereins zuteil

Eins im Glauben und in der Liebe

Es war eine einzigartige Stunde die Gründung des Johannis-Vereins. Im Anschluß an die baltische Pastoren-Konferenz im

Januar 1908 hatten Pastor Hahn, Reval, Pastor Katterfeldt, Mitau, Pastor Schabert, Riga, Interessenten aus allen drei Ostseeprovinzen geladen, um über die Gründung eines über alle baltischen Lande sich erstreckenden Innern Missionsvereins zu beraten. Die Situation war ähnlich der auf dem Kirchentage zu Wittenberg. Durch die Revolution war es offenbar geworden, daß die äußere Kirchlichkeit zusammengebrochen, aber die Gottfeindschaft bis zur satanischen Höhe gestiegen war. Gegen diesen Abfall und diese Bosheit mußte die aus dem Glauben geborene, bewahrende, rettende Liebe auf den Plan gerufen werden. Nach den einleitenden Vorträgen und ernsten Gebeten wird an die Anwesenden die Frage gestellt, ob sie einen über das ganze Baltenland sich erstreckenden Innern Missionsverein gründen wollen, der, frei von der Kirche, doch der Kirche dienen soll. Es war allen klar: Gott will es, daß es geschehe. Eine unvergeßlich hohe Feierstunde, da solches beschlossen wurde! Vielleicht zum ersten und letzten Mal einigten sich Christen der baltischen Lande, Deutsche, Letten, Esten, zu einem gemeinsamen Werk, das berufen war, der baltischen Heimat ohne Unterschied der Nationalität zu dienen und Aufbauarbeit mit der Kraft des Evangeliums zu treiben. Die erste große Gabe für das Werk spendete ein genuiner Este. Das war charakteristisch.

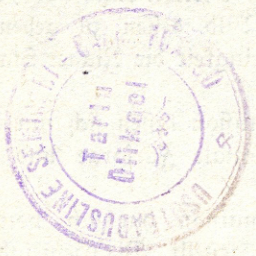
Gedacht war der Johannis-Verein als ein Hauptverein, der in allen Orten unserer Lande Abteilungen eröffnen sollte, wobei auch bestehende Innere Missionsvereine beitreten konnten, ohne etwas an ihrer Selbständigkeit zu verlieren. Nach unsäglichen Mühen gelang es endlich dem tieffrommen, hochmögenden Grafen General Weymarn in Petersburg, die Bestätigung zu erwirken, die am 10. November 1908 erfolgte. Der russische Minister wird wohl nicht gewußt haben, daß es der Geburtstag Luthers war! Nach der Bestätigung konstituierte sich die Rigaer Stadtmission als Rigasche Abteilung des St. Johannis-Vereins am 4. März 1909. Damit hatte sie endlich öffentlich gewährleistetes Recht zu ihrem Wirken erlangt. Über ein Jahrzehnt war dafür gekämpft und gearbeitet worden, um ein für Europa selbstverständliches Recht zu erlangen. Wie waren wir glücklich! Endlich brauchte nicht mehr beraten zu werden: Wie kann man die Bestätigung erlangen? Es war nicht mehr nötig, an der Redigierung der Statuten zu arbeiten, es brauchten nicht mehr die endlosen „Bittschriften" geschrieben zu

werden. Wer das Ermüdende solcher Arbeit kennt, wird unsere Freude verstehen. Wir hatten es wieder erfahren: Gott gibt den Seinen, wenn die Zeit vorhanden ist, alles, was zum täglichen Brot gehört, auch Statuten.

Damit kann die Geschichte über das Werden der Stadtmission schließen. Gott hat ihr in den folgenden Jahren eine kurze Zeit gesegneten Wachsens und fröhlichen Blühens gegeben. Säle, Anstalten, ein Hospiz war ihr zu errichten und zu erbauen beschieden. Die Zahl der Arbeiter wuchs. Das Konsistorium förderte selbstlos die Arbeit ohne jede Herrschgelüste. Stadthaupt (Oberbürgermeister) G. Armitstead war ein warmer Freund der Stadtmission, die er weitherzig unterstützte, und in Sweginzew hatten wir endlich einen russischen Gouverneur, der einzig darin war, daß er nichts Vernünftiges hinderte, vielmehr seinerseits alle Steine aus dem Wege räumte, die der Entwicklung der Arbeit hindernd waren. Es war eine Zeit, da es eine Lust war zu arbeiten.

Dann brach der Weltkrieg aus. Fortan ging das Lied von der Rigaer Stadtmission nach der Weise von Psalm 42, 8: „Die Tiefen brausen." Der Kanon lautet: Acht, Bann, Zerstörung, Befreiung, dann Wiederaufbau, erneute Zerstörung, Verfolgung, Gefängnis, Blutgericht — — — Errettung, erneuter Wiederaufbau . . . Es wurde aber immer gründlicher zerstört, wir wurden immer ärmer zum Wiederaufbau — — — und doch — es wurde gebaut, es wird gebaut, ach, daß nur ER, unser Gott und Herr, mitbaute — die Bauhütte der ehrwürdigen evangelisch-lutherischen Märtyrerkirche Rigas: die Rigaer Stadtmission!

D. O. Schabert.



Blütezeit · Niedergang · Wiederanfang

der Rigaer Stadtmission 1907—1921

Als ich im Herbst 1907 in die Arbeit der Stadtmission als Inspektor trat, fand ich einen guten festen Grund vor. Ich durfte weiterbauen auf dem, was der bisherige Inspektor, Pastor Bergengrün, als Grund gelegt hatte. Ich fand eine Anzahl für die Arbeit begeisterter Männer vor, die meine Mitarbeiter sein sollten, mit denen ich auch bis zum Zusammenbruch des Werkes arbeiten konnte. Mit dem Leiter des Werkes Pastor Schabert verband mich schon gemeinsame Arbeit in der Seemannsmission und in seiner St. Gertrudgemeinde, deren Adjunkt ich seit einem Jahre war. So waren die Vorbedingungen für eine gedeihliche Entwickelung der Arbeit durchaus günstige. Es muß auch mit Dank gegen Gott bekannt werden, daß in den sieben Jahren bis zum Anfang des Weltkrieges die Stadtmission ihre Tätigkeit immer weiter und reicher gestalten konnte und daß sie einen großen Kreis freiwilliger Mitarbeiter und Interessenten gewinnen konnte. Nur so war es möglich, daß die Arbeit der Stadtmission einen so vielseitigen Charakter tragen konnte. Es kann nun jetzt nicht meine Aufgabe sein, eine Schilderung der einzelnen Arbeiten in chronologischer Reihenfolge zu geben. Sie ist bereits in der zur zehnten Jahresfeier im Jahre 1911 von Pastor Schabert und mir herausgegebenen Schrift „Die Rigaer Stadtdiakonie", Geschichte und Bericht, Riga 1911, enthalten. Ich will vielmehr versuchen, ein Bild dessen zu geben, bis zu welchem Umfang und welcher Vielseitigkeit die Rigaer Stadtmission sich entwickeln konnte.

Die Arbeiten der Rigaer Stadtmission lassen sich um die Kernworte: Seelsorge, Evangelisation, soziale Fürsorge und Diakonie gruppieren.

Seelsorge. Die Rigaer Stadtmission hat sich von Anfang an bewußt in den Dienst der Kirche gestellt. Die Gemeinden haben sich dankbar diesen Dienst gefallen lassen. Nicht neben der Kirche, gleichsam als eine sie ersetzende Institution, sondern mit und in der Kirche wollte sie arbeiten und hat sie gearbeitet. Ein Gegensatz

zwischen Gemeinde und Stadtmission, wie er an anderen Orten in Zeiten des Kampfes zwischen „Positiv" und „Liberal" zutage trat, war nicht vorhanden. Als Beauftragte und im Namen des Gemeindepastors taten die Stadtmissionare ihren Dienst. Dieser Dienst war vor allem Seelsorge. In den nach Tausenden, Zehntausenden zählenden Personalgemeinden der Großstadt Riga (die lettische Gertrud-Gemeinde hatte gegen 45.000 Glieder), wo die Gemeindeglieder über die ganze große Stadt und Umgebung zerstreut wohnten, war es dem Pastor in vielen Fällen völlig unmöglich, eine auch nur im entferntesten genügende Seelsorge zu üben. Kraft und Zeit reichten dazu nicht aus. Da setzte die Arbeit der Stadtmission ein. Der Pastor übergab den „Fall", in dem er nicht mehr weitere Seelsorge treiben konnte, weil andere unaufschiebbare Aufgaben drängten, dem Stadtmissionar. In ständiger Fühlung mit dem Gemeindepastor übte nun dieser die Seelsorge, bis er das Ziel erreichte, soweit es sich in Seelsorge erreichen läßt, oder bis er wieder die Arbeit in die Hände des Gemeindepastors zurücklegte. Es handelte sich dabei, wie leicht verständlich, fast immer um die Elendesten, oder um die am meisten der Kirche Entfremdeten. Aus sozialen Gründen war es dem Stadtmissionar oft leichter, ja so manches Mal nur ihm möglich, die Empfänglichkeit für das Evangelium zu wecken. Aus der einen Seelsorge erwuchs die andere. Die Ursachen religiösen oder sittlichen Tiefstandes liegen doch so häufig in der Umgebung eines Menschen. Die enge Verquickung von Einzelschuld und Gesamtschuld wird fast in jedem Fall offenbar und verlangt neue Seelsorge. So zieht ein Hausbesuch immer weitere Arbeit nach sich, wie ein ins Wasser geworfener Stein immer weitere Wellenkreise zieht. Die Seelsorge wächst durch ihre eigene Arbeit. — Aus dieser Arbeit als „verlängerter Arm" der Gemeindepastoren erwuchsen die andern Seelsorgeaufgaben. Die Vorbereitung der gänzlich unwissenden Kinder für die Konfirmandenlehre. Vor dem Krieg gab es keinen Schulzwang in Rußland. Obwohl es in den ehemaligen Ostseeprovinzen nur wenig Analphabeten gab im Vergleich zum großen russischen Reich, fanden sich dennoch immer wieder Kinder, die keinen oder doch ganz ungenügenden Unterricht gehabt hatten. Ich erinnere mich eines 13jährigen ungetauften Mädchens, das noch niemals etwas von Jesus gehört hatte. Die Verhältnisse, in denen solche Kinder

aufwuchsen, verlangten es, daß der Religionsunterricht, der ihnen erteilt werden mußte, seelsorgerisch gestaltet werden mußte.

Riga hatte den traurigen Ruhm, unter den Großstädten des Kontinents an erster Stelle zu stehen, was den Reichtum der Bordelle und die Massenhaftigkeit der Prostitution anbetrifft. Der Kampf gegen die Prostitution, der ja selbstverständlich Stadtmissionsarbeit ist, kann ja letzten Endes nur in Seelsorge bestehen. Eine Arbeit, die das geregelte Pfarramt zu leisten kaum imstande ist, ebenso wenig wie seine Kraft zur geistlichen Bedienung der Gefangenen ausreicht. Auf beiden Gebieten hat die Stadtmission die Arbeit der Kirche ergänzt und schwere Arbeit geleistet, die nur in ganz seltenen Fällen den geistlichen Arbeiter die Freude des Erfolges deutlich erleben ließ. In Riga gab es vor dem Weltkrieg 5 Gefängnisse und ein Gefängnis-Krankenhaus mit ca. 5000 Arrestanten. Die Gefangenen waren nach dem begangenen Verbrechen und der zu verbüßenden Strafe in Kategorien geteilt, die niemals zusammen, sondern nur getrennt die Gottesdienste besuchen durften. Darin lag eine wesentliche Erschwerung der Arbeit.

Der russische Staat hatte für die geistliche Bedienung der Gefangenen so wenig Mittel bereitgestellt, daß sie nur im Nebenamt ausgeübt werden konnte, was ja jedem Kundigen sofort als Unding erscheint. Die Arbeit in den Gefängnissen war infolge des russischen Bürokratismus bedeutend erschwert und zeitraubend. Eine ganz eigenartige, aber, gerade vermehrte Seelsorge, erfordernde Situation war durch die Revolution 1905/06 geschaffen worden. Ein Abgrund der Gottlosigkeit hatte sich aufgetan. Wenn während des Tobens der Revolution, durch den Terror der Revolutionäre, der vor Bluttaten nicht zurückschreckte, ein öffentliches Wirken sinnlos und unmöglich gemacht wurde, so verlangte die Zeit nachher desto mehr Seelsorgearbeit. Der Staat hatte die Revolution niedergeschlagen. Äußerlich war die Ruhe hergestellt, in den Seelen Unzähliger fraß aber das Gift sozialistischer Schlagworte weiter, und wer damals in den Kreisen, auf die die Stadtmission sonderlich angewiesen war, Seelsorge üben wollte, der mußte auch in der sozialistischen Gedankenwelt, besonders in ihren Angriffen gegen das Christentum, Bescheid wissen. Es hat zu der schwersten Seelsorgearbeit der Missionare gehört, das Evangelium in solchen Häusern zu bezeugen, wo die sozialistische Gesinnung sich festgesetzt hatte. Rein humanitäre Für-

sorge ließ man sich gefallen, wie flammender Haß aber sprang es auf, wenn das Evangelium vor das Gewissen gestellt wurde. Wieviele Male mußte in den Gefängnissen der Gottesdienst, an dem die „politischen" Gefangenen teilnahmen, unterbrochen oder ganz ausgesetzt werden, weil die Gefangenen, mit ihren Ketten klirrend, ihrem Protest Ausdruck gaben! Gegen solchen Haß dem Evangelium und der Kirche gegenüber, der mit dem Haß gegen die herrschende Staatsform einfach identifiziert wurde, mußte die Seelsorge der Stadtmission kämpfen.

Evangelisation ist Seelsorge an der Menge. Sie ist der Versuch, auf dem Umwege über die Menge auch den Einzelnen zu erfassen. Sie ist der Regel nach die werbende, besonders an die Entfremdeten gerichtete Verkündigung des Heils in Christo. Sie kann aber auch — im weitesten Sinne gefaßt — die Hineinbeziehung der Entfremdeten in den Geist eines christlichen Lebens sein. Dann soll die Berührung mit diesem Geist erst die Wortverkündigung möglich machen, die selbstverständlich die Hauptsache bleibt, so wie alle äußere, alle soziale Arbeit der Innern Mission dazu dient, der Verkündigung des Evangeliums Bahn zu schaffen.

Evangelisation als außergewöhnliche, vermehrte, einem besondern Zweck dienende Wortverkündigung hat die Stadtmission immer wieder zu halten gesucht. Einheimische und ausländische dazu befähigte Geistliche haben sie gehalten. Es sei hier besonders in dankbarer Erinnerung der Name Elias Schrenck erwähnt. Auf derselben Linie lagen die zahlreichen Vorträge hervorragender theologischer Wissenschaftler und bedeutender Fachleute auf dem Gebiete der Innern Mission und sozialen Arbeit. Evangelisatorischen Charakter trugen die, der Berliner Schrippenkirche nachgebildeten, Abendgottesdienste für „Obdachlose". Gottesdienste und Bibelstunden fanden in den 3 Sälen der Stadtmission an der Peripherie der Stadt und in der außerhalb der Stadt gelegenen Trinkerheilstätte Johanneshof in deutscher resp. lettischer Sprache statt. Als Riga noch zu den bedeutenderen Hafenstädten gehörte, wurden wöchentliche Gottesdienste für die deutschen, lettischen und estnischen Seeleute und Baggerleute gehalten. Der Evangelisation diente die sehr entwickelte Schriftenverbreitung, die sich nicht mit dem Verkauf religiöser Schriften begnügte, sondern in Krankenhäusern, Altersasylen, Speisehäusern, Nachtasylen ꝛc. ꝛc. unentgeltlich Predigten und andere

religiöse Literatur verbreitete. Die von zwei, nun schon heimgegangenen Gliedern des Jungmännervereins in treuester, freiwilliger Arbeit geleitete Schriftenmission hat in jedem Jahr aufs neue viele tausende religiöse Flugblätter in allen Landessprachen (deutsch, lettisch, estnisch, russisch) verteilt. Eine Arbeit, die auch schon darum mühsam ist, weil von ihr der Spruch gilt: „Dieser säet, der andere schneidet". — Evangelisatorisch wirkten auch die in der Zeit der großen kirchlichen Feste abgehaltenen Lichtbildergottesdienste, die dem der Masse eigenen Bedürfnis entgegenkamen, gegenständlich vor sich zu sehen, was das Wort Gottes der Seele zu sagen hat. — Schöne und hoffnungsvollste Evangelisation aber geschah an der Jugend. Werbende Jugendarbeit hat die Stadtmission viel und in mancherlei Art getan. Die „Kindersonntagsfreude", die seit dem Jahre 1909 am Sonntagnachmittag die Kinder von der Straße in die Säle der Stadtmission rief, um ihnen mit Andacht, Gesang, Spiel usw, ein Stück Sonntagsheiligkeit zu geben, hat sonderlich den lettischen Kindern gedient, denn damals gab es in den meisten lettischen Gemeinden noch keine Kindergottesdienste. Die Kinderchöre erschlossen den Kindern nicht nur die gemütvollen Tiefen des Volksliedes, sondern brachten ihnen die reichen Schätze des evangelischen Chorals und wurden zum Mittel vielfacher Evangelisation in vielen Häusern, wo nun die im Chor geübten Lieder wiederhallten. „Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du dir Lob zugerichtet" (Matth. 21, 16). Der „Hausfleiß", ein von Baronin Emilie Rosen im Jahr 1894 gegründeter, von der Stadtmission weitergeführter Handfertigkeitsunterricht, hat Knaben und Mädchen in den freien Nachmittagsstunden gesammelt. Die Ausbildung in allerlei Handwerk (Buchbinderei, Tischlerei, Schuhmacherei, Flicken und Nähen) ward auch hier wieder das Mittel, die jungen Seelen zum Heiland zu führen, denn kein Arbeitsnachmittag schloß ohne in der einen oder andern Form den Weckruf des Evangeliums den Kindern mitzugeben. Eine Ergänzung zu dieser Arbeit aber wurden die sogenannten Jugendabteilungen der Stadtmission. In dem für die religiöse Entwicklung besonders kritischen Alter zwischen Kindheit und Jünglingstum, in der für die sittliche Entwicklung besonders gefährlichen Zeit zwischen Beendigung der Volksschule und Anfang der Lehrlingszeit wollte die Stadtmission den werdenden Jünglingen helfen, zu christlichen jungen Männern heranzuwachsen. Darum

gruppierte sich alle Beschäftigung mit ihnen letzten Endes um das Evangelium. Diese Jugendabteilungen sind späterhin dem Evangelischen Verein junger Männer angegliedert worden.

Mit innerer Notwendigkeit führte die evangelisatorische Arbeit der Stadtmission zur **sozialen Arbeit.**

Nach dem Gottesdienst für „Obdachlose" ergab sich im Gespräch unter vier Augen, so und so oft die unabweisbare Notwendigkeit der helfenden Tat. Sollte das verkündigte Wort dem in äußerem und innerem Elend Gebundenen nicht als Phrase erscheinen, oder als eine so hohe Forderung, die der, wie mit Polypenarmen sozialer Verelendnng, Umklammerte, zu erfüllen als aussichtslos von vornherein verzichtet, so mußte sich eine menschliche Umgebung auftun, in der die befreienden Kräfte des Christentums wirksam waren. Ein Heim mit christlichem Geist und christlicher Zucht mußte sich ihm auftun, in dem er sich bergen, das ihn bewahren könnte vor der steten Versuchung. Der entlassene Gefangene, dem sich mit gekennzeichnetem Paß (Ausweispapier) alle Türen verschlossen, nur die Türen der Kneipen und Spelunken nicht, er mußte wissen, daß auch für ihn noch eine Stätte offen ist, wo er nicht als Strafentlassener, sondern als Mensch, der wieder aufwärts soll, eintreten kann und empfangen wird. Der Vagabund sollte wissen, daß ihm „siebenzigmal siebenmal" die helfende Hand sich entgegenstreckt. An ihnen allen sollte sich das Wort heiliger Schrift erfüllen: „So aber ein Bruder oder eine Schwester bloß wäre und Mangel hätte der täglichen Nahrung, und jemand unter euch spräche zu ihnen: Gott bewahre euch, wärmet euch und sättiget euch!, gäbe ihnen aber nicht, was des Leibes Notdurft ist, was hülfe sie das?" (Jak. 2, 14—16). So hat die Stadtmission sich daran gemacht, das Heim „Nazareth" für die Arbeitslosen und Heimatlosen, für die Ausgestoßenen und Gescheiterten zu eröffnen. Arbeit und Gebet sollte ihnen helfen, sie sollten im christlichen Heim an der eigenen Person erleben, „was aus Nazareth Gutes" kommen kann. Und so hat die Stadtmission die Trinkerheilstätte „Johanneshof" erbaut, weit draußen von dem Weichbilde der Stadt, im Ödland, wo viel kräftigende Arbeit für den verwüsteten Leib und viel stille und heilende Kraft des Evangelinms für die gebundene Seele zu finden war. Und das kirchliche Blaue Kreuz ward aufgetan, die

Arbeit der Trinkerheilstätte in bewahrender Sorge weiterzuführen. Und wie der sozialen Nöte der Männer, nahm sich die Stadtmission der sozialen Nöte der Frauen an. Sie übernahm die Arbeit der evangelischen Gesellschaft „Bethabara", in deren zwei Anstalten für entgleiste Frauen und für sittlich gefährdete Mädchen sie dieselbe weiter fortführte und erweiterte, so daß zwei stattliche Häuser neu erbaut werden mußten. Alle diese Arbeiten, die sich um die Anstaltsfürsorge gruppierten, brachten es mit sich, daß die Stadtmission mit anderen schon bestehenden sozialen Fürsorgevereinen in ständiger Wechselwirkung stand und daß von diesen ihre Dienste immer mehr in Anspruch genommen wurden. Präses und Inspektor der Stadtmission sind vielfach zugleich zu Gliedern der Vorstände jener sozialen Vereine gewählt und erbeten worden. Alle diese über den eigentlichen Rahmen der Stadtmission herausgehende soziale Arbeit bewirkte es, daß auf Anregung des Leiters der Stadtmission, des Pastors Schabert, ein Zusammenschluß fast aller Sozialvereine in der Zentralauskunftsstelle stattfand, die sich später ganz der Stadtmission anschloß. Durch sie sollte ein Ausgleich der sozialen Arbeit herbeigeführt werden. Sie hat ein wertvolles statistisches Material gesammelt, und ihrem Leiter, dem emeritierten Livländischen Generalsuperintendenten G. Oehrn, ist die Herstellung eines überaus instruktiven Verzeichnisses der sogenannten Wanderarmen zu verdanken. Der Gedanke des Zusammenschlusses aller sozial wirkenden Vereine zum Ausgleich und zur Abgrenzung der gemeinsamen Arbeit, wie er in der Zentralauskunftsstelle erstmalig verwirklicht wurde, ist nach dem Kriege wieder aufgenommen und fortgeführt worden von der „Deutschen Fürsorgezentrale".

Eine ganz eigenartige soziale Fürsorge hat die Stadtmission aber im Weltkrieg üben müssen. Die Ausweisung reichsdeutscher Staatsbürger aus Riga in die inneren Gouvernements Rußlands, die zuerst die Männer, dann die Frauen traf und in brutaler Weise durchgeführt wurde, veranlaßte die Stadtmission zu einer großangelegten Fürsorge für diese Unglücklichen. Es galt die meisten mit Geld und Kleidung auszustatten, namentlich die ihrer Männer schon beraubten, verarmten Frauen zu beraten und ihnen zu helfen. Es galt die ihrer Versorger beraubten Alten und Siechen zu versorgen. Es galt aber vor allem die Kinder, die auch von einer Aussiedelung durch die russische Militärwaltung

bedroht wurden, zu schützen und zu betreuen. Nur dem energischen Eintreten der Stadtmission ist es zu danken, daß alle reichsdeutschen Kinder in einem besonders zu diesem Zweck gegründeten Heim fast 3 volle Jahre lang versorgt, erzogen und betreut wurden.

Diakonale Arbeit. Alle diese umfassenden Arbeiten konnten natürlich nicht allein von den Berufsarbeitern der Stadtmission geleistet werden, obwohl ihre Zahl auf 18 gestiegen war. Es war ein großer Kreis freiwilliger treuer Mitarbeiter und unterstützender Freunde, der die Arbeit trug, es waren die evangelisch-lutherischen Gemeinden, die zur Tragfläche der Arbeit geworden waren. Aus ihrer Mitte kamen immer wieder die Helfer, nach denen die Stadtmission rufen mußte. Nur ihnen ist es zu danken, daß, um nur ein Beispiel zu nennen, eine Patenmission schon religiöse Fürsorge für die Allerkleinsten treiben konnte. Den Findlingskindern, den Arrestantenkindern, den Trinkerkindern, bei denen aller Voraussicht nach gar keine Gewähr vorhanden war, daß ihrer Taufe eine christliche Erziehung folgen werde, gab die Patenmission christlich gereifte Menschen zur Seite, die ihr Leben mit wachsamen Augen, mit liebendem Herzen und betender Seele zu begleiten bereit waren. Wie viel Segenswirkungen sind von dieser stillen diakonalen Arbeit einzelner Gemeindeglieder ausgegangen! So stand in fast allen Arbeitsgebieten der Stadtmission die Schar der freiwilligen Helfer bereit, und es darf als ein nicht unwesentlicher Dienst angesehen werden, den die Stadtmission der gesamten Kirche geleistet hat, daß sie eine große Zahl der Gemeindeglieder zur Diakoniearbeit bereit gemacht hat, daß sie es viele lehrte: „Dienet einander ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat". So hat die Stadtmission befruchtend auch auf die einzelnen Gemeinden eingewirkt. Nur dadurch aber war es auch möglich, ohne besondere Mühe und ohne jede besondere Veranstaltung die großen Summen aufzubringen, die die jeweiligen Aufgaben, etwa der Bau des Johanneshofes mit 24,000 Zaren-Goldrubel (=48,000 G.-Mark = 3,120,000 Lettl. Rbl.), erforderten, oder das Budget zu realisieren, das im letzten Vorkriegsjahr bis auf 150,488 Zaren-Goldrubel (= 301,976 Mark = 19,628,440 Lettl. Rbl.) gestiegen war.

Überschauen wir noch einmal die Entwickelung, die die Stadtmission in der Zeitspanne 1907 bis 1914 nehmen durfte und

welche Fülle an Arbeit ihr gegeben war, dann müssen wir, die wir diese Arbeit zu leisten berufen waren, mit tiefem, demütigem Dank bekennen, daß Gott über die Stadtmission das Wort gesprochen hatte:

„Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein."

Mit dem Ausbruch des Weltkrieges begann der Niedergang der Stadtmission. Der „große Zerstörer Krieg" zerstörte fast vollständig auch die Rigaer Stadtmission.

Gleich zu Beginn des Krieges zeigten sich ernste Schwierigkeiten. Der Bau des Hospizes in der Nikolaistraße stockte. Viele Arbeiter wurden einberufen, andere Arbeiter, die Ausländer waren, verhaftet und in die Kriegsgefangenenlager verschickt, Ersatz war nicht zu finden. Mit dem Stocken des gesamten wirtschaftlichen Lebens flossen auch die Geldmittel der Stadtmission so spärlich, daß sie ihren Verpflichtungen den Bauleuten gegenüber nicht nachkommen konnte. Es schien, als sollte der fast vollendete Bau unvollendet bleiben. Die Seemannsmission mußte ihre Arbeit ganz einstellen, jede Schiffahrt zwischen dem Auslande und Rußland war unterbrochen. Der Anstalt „Nazareth" war das von ihr bewohnte Haus gekündigt worden, das in Aussicht genommene, neue Haus konnte nicht bezogen werden, weil die Mittel zu den notwendigsten Remonten fehlten. Am schwierigsten war das fast plötzliche Versagen des Zustromes der freiwilligen Gaben, von denen ja die Stadtmission wesentlich lebte, und das Aufhören einiger fester Subsidien. Dabei waren die Anstalten überfüllt und für alle Verpflegten, weit über hundert Personen, mußte das tägliche Brot beschafft werden. Aber dieser Schwierigkeiten wurde die Stadtmission doch wieder Herr. In neuen Aufgaben, die der Krieg mit sich brachte, fanden sich neue Wege der Arbeit und Mittelbeschaffung. Das städtische Armenamt beauftragte die Stadtmission mit der Nachprüfung der unzähligen Gesuche um Unterstützungen der Frauen einberufener Reservisten. Weit über tausend Hausbesuche sind von den Diakonen gemacht worden, dabei bot sich viel Gelegenheit zur Seelsorge. — Die Stadtmission rief nun auch die evangelisch-lutherischen Gemeinden Rigas zur Gründung eines Lazaretts der evangelisch-lutherischen Gemeinden in Riga auf. Bei all der immer deutlicher werdenden Verhetzung des Volkes gegen alles, was deutsch und evangelisch war, sollte es doch offenbar werden, daß wir Evangelische unseres Gewissens und unserer Pflicht nicht vergaßen

und bereit waren, nach dem Worte Christi zu handeln: „Tut wohl dem, der euch hasset". Der Ruf der Stadtmission fand lebhaften Widerhall. In kurzer Zeit haben dann die evangelischen Gemeinden Rigas durch die Stadtmission in dem endlich doch fertig gewordenem Hospiz ein vollendet eingerichtetes Lazarett mit 74 Betten geschaffen. Es sind damals durch Kollekten gegen 11,000 russische Goldrubel (= 22,000 R.-M. = 1,430,000 Lettl. Rbl.) aufgebracht worden

Alle Soldaten, die das Lazarett geheilt verließen, wurden mit Leibwäsche ausgestattet. Aber schon im Juli 1915 wurde dieses Lazarett „Zum barmherzigen Samariter" auf Befehl der russischen Heeresleitung aus Riga evakuiert. Fast gleichzeitig mit dem Lazarett hatte die Stadtmission in ihrer Anstalt „Nazareth" eine Suppenküche für Reservistenfamilien eingerichtet und zuletzt über 1000 Suppenportionen täglich ausgereicht. Die Zwangsevakuation der Zivilbevölkerung Rußlands durch russische Truppen veranlaßte die Stadtmission, in den leer gewordenen Räumen des Lazaretts ein Flüchtlingsheim einzurichten. Alle diese Fürsorgen für die Soldaten des russischen Staates, für die Frauen und Kinder der Soldaten des russischen Staates, für flüchtende, heimatlos gewordene Bürger des russischen Staates sind der Stadtmission vom russischen Staat mit Undank gelohnt worden. Diese Liebesarbeit wurde von Anfang an äußerst erschwert durch die immer drohender werdende Haltung, die eine jede Regierungsinstitution, jeder russische Beamte, angefangen vom Gouverneur bis zum Okolototschnik (niedrigster Polizeioffizier), allem gegenüber einnahm, das irgendwie nach einer Organisation von Deutschen und für Deutsche aussah. Infolge der vielen Denunziationen mußte der Hausvater des Johanneshofes Br. A. Klein von uns aus Riga fortgeschickt werden. Er war denunziert worden, daß er einen deutschen, also feindlichen Flieger auf dem Gelände des Johanneshofes mit Lebensmitteln versorgt habe. Es fand eine Untersuchung statt, deren Resultat wir nicht abwarten wollten. In Petersburg hat ihn sein Schicksal dennoch ereilt, er mußte in die Verbannung nach Sibirien.

Mitten aus all diesen und noch manchen andern Hilfsarbeiten wurde der Leiter der Stadtmission Pastor Oskar Schabert, ohne Anklage und Urteil, nach peinigender Haussuchung nach Sibirien verschickt. Tagelang bin ich polizeilich beobachtet, dann immer wieder aufs neue verhört worden, immer neue Berichte, Kassen-

abrechnungen, Mitgliederverzeichnisse der Stadtmission und ähnlicher Vereine wurden von mir verlangt. Damals fing die Hetze gegen die Stadtmission auch in der russischen Presse an. Dabei scheute die Gewissenlosigkeit der Denunzianten vor keinem noch so großen Unsinn und noch so abscheulicher Lüge zurück. Besonders tat sich darin die berüchtigte Nowoje Wremja hervor, die sogar Namen angeblicher Führer der Inneren Mission mit angeblich reichsdeutscher Staatszugehörigkeit erfand (Nr. 14265 v. 25. XI. 1915) und die törichte und lügenhafte Behauptung aufstellte, daß im Hospiz der Stadtmission ausschließlich Deutsche, die zahlreich aus Deutschland anreisten (das im Kriegsjahr 1915!) aufgenommen würden, und daß nicht die „armen hungernden Flüchtlinge", sondern die „reichen Barone" wochenlang die schönen Räume und den reichen Tisch des Hospizes genössen (Nr. 14269 v. 29. XI 1915). Bei der feindlichen Einstellung der russischen Regierung der Inneren Mission und ihren Führern gegenüber und bei ihrer Neigung, allen törichten und offensichtlich falschen Denunziationen gern Glauben zu schenken, mußte uns schwerer Sorge um unsere Arbeit erfüllen. Schwerer aber noch bedrückte und enttäuschte der Versuch einiger lettischer Pastore, die in rein lettischen Arbeitszweigen mitarbeiteten, und die sich bisher den Schutz der Inneren Mission gern gefallen ließen, nun von ihr und ihren deutschen Führern abzurücken. Ende des Jahres 1915 wurde der Baltische Landesverein für Innere Mission, der St. Johannisverein, mit ihm auch die Stadtmission durch ein Dekret der Regierung geschlossen und die Liquidation aller Arbeit und des Vermögens anbefohlen. Im ganzen Baltenlande wurden damals 18 Anstalten der Inneren Mission geschlossen, viele Berufsarbeiter, Diakone, Diakonissen, Pastore wurden brotlos, und was noch schlimmer war, viele von der Inneren Mission Verpflegte und Betreute, arme hilfsbedürftige Menschen, mußten auf die Straße und wurden wieder dem Elend an Leib und Seele preisgegeben. Was einst mit viel Liebe und Hoffnung gegründet war, woran Gemeindeglieder und Pastore mit Hingebung und Treue gearbeitet hatten, was vielen zu unersetzlichem, inneren Gewinn und Segen geworden war, was eine der Burgen der evangelischen Kirche des Baltenlandes war, das sollte niedergerissen werden und tot sein, und wir selbst sollten die Leichenträger der eigenen Arbeit werden. Es war eine stille und traurige und doch stärkende Stunde, in der

der treue Freund unserer Arbeit Pastor Gotthilf Hillner eines Abends in jenen Tagen in mein Arbeitszimmer kam, um mit seinem Gebet das große Werk zu beenden, das einst in froher Hoffnung angefangen war. Es lag auf jener Stunde die Weihe des Wortes unseres Herrn: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen." Unvergeßlich ist auch jene letzte Brüderstunde im St. Gertrudpastorat, in der ich den Diakonen und einigen Mitarbeitern von dem obrigkeitlichen Verbot unserer lieben Arbeit Mitteilung machen mußte Da war es uns, als ob gewalttätige Menschen in den Garten einbrächen, den wir gepflegt und geliebt haben, als ob sie mit der Axt nach den Bäumen schlugen, die wir gepflanzt und mit Mühe großgezogen hatten. Drohend erhob sich für uns die Sorge: arbeitslos, brotlos, schwer legte sich aufs Herz die bittere Pflicht, selbst zum erzwungenen Zerstörer der eigenen Arbeit zu werden, und es schreckte die Frage: wohin nun mit all den Menschen, namentlich mit den Kindern, die durch die Stadtmission versorgt wurden? Aber wie Trost und Hoffnung klang es uns aus dem Liede entgegen:

Die Form mag zerfallen,
Was hat's denn für Not,
Der Geist lebt in uns allen
Und unsere Burg ist Gott.

Gottes Wege verstanden wir damals nicht, aber wir waren bereit, auch diese schweren Wege zu gehen.

Aber warum in aller Welt ward denn ein rein kirchliches Werk zerschlagen? War's darum, daß die Stadtdiakonie in den ersten Wochen und Monaten des Krieges auch den vielen in Riga lebenden Angehörigen des deutschen Staates half, als sie bei Kriegsbeginn die Ausweisung aus Riga traf? Ja freilich, wir haben vielen unvermögenden und ratlosen Reichsdeutschen geholfen, wir standen ihnen bei mit Rat und Tat. Wir mußten es tun, sofern auch nur ein Funken christlicher Gesinnung in uns war. Es waren ja Glieder unserer Gemeinden, es waren Menschen, mit denen wir zusammen gelebt und gearbeitet hatten, es waren unsere Brüder dem Blut nach, mit denen uns Muttersprache und Stammeseinheit verband, es waren arme, gehetzte, im simpelsten Menschenrecht vergewaltigte Frauen und Kinder, denen zuvor die Männer verbannt waren, es waren Schutzlose, denen russische Beamte als Befehls-

haber gegenübertraten, die es als eine notwendige Äußerung ihres Patriotismus und Honorigkeit ansahen, alles, was deutsch war, zu verhöhnen und zu verfolgen. Die Stadtdiakonie, auch hier wieder Dienerin unserer Gemeinden, mußte aus innersten Gewissensgründen den ausgewiesenen Reichsdeutschen helfen, und sie hat in großem Umfang geholfen, denn Gott war mit uns und segnete unseren Dienst und half mit seinem Reichtum helfen. Gegen 120,000 Mark sind in jenen Tagen an Reisegeld und Unterstützung durch die Geschäftsstelle der Stadtmission dargereicht worden. Wieviel Herzeleid und wieviel Bitterkeit, wieviel sinnlose Verfolgung und Äußerung des Hasses gegen Frauen und Kinder, denen nichts vorgeworfen wurde, als daß sie Deutsche waren, aber auch wieviel Güte Gottes, der in aller Not so reichlich half, und wieviel Dank hat damals die Stadtmission gesehen! Eine eingehende Darstellung all des Erlebens jener Tage ist in der vom Baltischen deutsch-evangelischen Notstandskomitee herausgegebenen Schrift: „Aus baltischer Hilfsarbeit an notleidenden Reichsdeutschen"*) von mir gegeben worden. War um solch Liebesdienstes willen die Stadtmission geschlossen? Es wäre sicherlich der russischen Obrigkeit, die den eigenen Staatsangehörigen sogar die deutsche Muttersprache verbot, Grund genug gewesen, wenn sie von ihm gewußt hätte. Aber ob auch nichts von diesem Liebesdienst sonderlich verboten wurde, ob auch alles in der stets allen zugänglichen Geschäftsstelle der Stadtmission vor sich ging, so hat Gendarmerie und Polizei und das Heer der Denunzianten nichts davon gesehen. Es war, als habe Gott ihre Augen wie mit Blindheit geschlagen, daß sie uns gewähren lassen mußten und diesen Dienst nicht stören durften. — Warum die Stadtmission verboten und gänzlich ausgetilgt werden sollte, — das wußte im Grunde die russische Regierung selbst nicht. Nur so viel wußte sie, aus all den vielen Verhören, daß im großen, alle Innere Missionsarbeit der baltischen Provinzen umfassenden Johannisverein die führenden und treibenden Kräfte deutsche und evangelische Männer waren, und so viel merkte sie, daß die Wesensart der Inneren Mission deutsch und evangelisch war, und das hat genügt, unsere Arbeit auf die schwarze Liste zu setzen. Daß deutsch und evangelisch sein auch treu sein heißt, begriff die russische Obrigkeit nicht. Als Pastor O. Schabert aus Riga verschickt wurde, hat

*) Kommissionsverlag: Jonck & Poliewsky, Riga, 1918.

er auf die Frage teilnehmender Freunde nach dem Warum geantwortet: „Weil ich deutsch und evangelisch bin!" Das war auch die Schuld unserer Stadtmission in den Augen der russischen Obrigkeit. Es gibt ein interessantes Dokument — die Verfügung des Gouverneurs über die Aufhebung des Johannisvereins —, das gibt uns Aufklärung über die Beweggründe der russischen Regierung. Zwar sollte das Dokument geheim gehalten und uns nur die obrigkeitliche Aufhebung des Vereins mitgeteilt werden, dennoch konnte ich eine Abschrift von ihm nehmen. Es heißt in diesem Dokument unter anderem: „... Wie eine stattgehabte Untersuchung konstatierte, hat der Verein in Übertretung der ihm von seinem Statut gezogenen Grenzen sich gegenwärtig in einen Vertreter germanischer Ideen umgewandelt, verhält sich feindlich allem Russischen gegenüber und ist in Verbindung mit einer Reihe anderer auf kraß nationalem Boden der deutschen Gesellschaft stehenden Vereine getreten (Deutscher Verein und Schulverein) . . . In Erwägung dieser Umstände und im Hinblick darauf, daß von Beginn des Krieges mit Deutschland an seine Tätigkeit sich besonders schädlich gestaltet, hat der Verweser des Ministeriums des Innern es für notwendig befunden, den Verein . . . zu schließen!" Man braucht hierzu kein Wort hinzuzufügen, der Kundige weiß, daß jedes Wort fast die Tatsachen entstellt, und auch der Unkundige merkt dieser Verfügung der höchsten Obrigkeit die feindliche Tendenz an. Und nun noch zwei kurze Erlebnisse, die sich aus der Fülle der Zusammenstöße mit der Polizei, die die Liquidation zu überwachen hatte, als überaus charakteristisch hervorheben. Durch ein hochgestelltes Ehrenmitglied des Johannisvereins versuchten wir im Ministerium des Innern, ob noch etwas zu retten sei. Es gelang, den ehemaligen Gouverneur von Riga Sweginzow, damals freilich auch schon eine gefallene Größe, zu interessieren, und nach wenigen Wochen kam der Bescheid, man wüßte zwar im Ministerium nirgends, warum der Johannisverein geschlossen sei, aber geschlossen und verboten müsse er doch bleiben. Und dann das andere. Der Eifer der Rigaschen Polizei hatte mich als den Geschäftsführer der Liquidation mehrfach streng gemahnt, die Liquidation zu beenden, denn nach Ansicht der Polizei konnte das in 14 Tagen geschehen sein, obschon unter anderen verwickelten Rechtsgeschäften in 3 verschiedenen Städten mehrere Immobilien, darunter ein Immobil im Bau, vorhanden waren.

Da wurde ich zum Polizeimeister Felitschkin zitiert, ihm schriftliche, genaue Angabe über die Liquidation zu geben. Mit einem umfangreichen Aktienmaterial erschien ich bei dem Gewaltigen und fing an, ihm den gewünschten Vortrag zu halten. Als ich die Namen der 18 geschlossenen Anstalten verlesen hatte, unterbrach mich der Polizeimeister ärgerlich, er habe mich nach dem Johannesverein gefragt, nicht aber nach „gottwohlgefälligen" Anstalten und Arbeiten der Kirche. Und auf meine Erwiderung, daß ja ebensolche kirchlich-soziale, und gewiß gottwohlgefällige, Arbeit der Zweck und die Arbeit des Johannesvereins gewesen sei, und diese Anstalten nun auf Befehl der russischen Regierung liquidiert würden, da malte sich verständnisloses Staunen auf seinem Gesicht und er meinte: „O, was für einen Narrenstreich die wieder angerichtet haben!"

Von jeher war es das Schicksal russischer Regierungserlasse, daß sie anfangs mit großem Eifer und staunenswerter Energie zur Ausführung gebracht wurden, daß dann aber je länger, je mehr der Eifer um sie erlahmte und schwächer wurde und matter und zuletzt ganz einschlief, bis der Ukas zu einer „Bumaga" wurde. Das war auch so mit dem strengen Befehl der Liquidation unserer Inneren Mission. Tag für Tag aufs neue interessierte sich die Polizei für den Fortgang des Zerstörungswerkes, zu dem sie uns gezwungen hatte, immer wieder erregte das Hausschild an unserem Hospiz mit dem Namen des Johannesvereins neuen Verdacht und neuen Zorn. Als aber eines Tages kurzerhand das Schild gegen ein anderes vertauscht wurde, da sahen wir den dicken Revieraufseher befriedigt vor dem Schilde stehen und hatten fortan Ruhe, wenigstens Ruhe von den nörgelnden Belästigungen dieses Polizisten, der uns offenbar überwachen sollte. Und es kam die Zeit des mühsamen und mühseligen Auflösens und Vernichtens alles dessen, was man selbst mit Liebe und Freude und in Hoffnung angefangen hatte. Aber so traurig und niederdrückend auch diese Arbeit war, Gott hat auch in ihr einen Segen finden lassen Wer mitten in einer Arbeit, in einem Erleben stand, wer auf eine gewisse schon zurückgelegte Wegstrecke zurückschauen konnte, wem ist da wohl nicht öfter der Gedanke gekommen: „Könntest du noch einmal von vorne anfangen, so könntest du jetzt mit der gewonnenen Erfahrung dies oder jenes besser machen!"? In all dem Liquidieren gab Gott Gelegenheit, sehr viel zu lernen, ließ Gott die Gedanken

entstehen, wie es beim Wiederaufbau der Stadtmission werdne müsse. Denn daß es einst ans Wiederaufbauen gehen würde, diese Hoffnung starb nicht, — konnte denn Polizeigewalt ein geistlich Werk ertöten?! Aber es waren doch bitter schwere Tage, denn zu allem Auflösen kam die Sorge um die brotlos gewordenen Stadtmissionare und deren Familien. Doch auch hier wiederholte sich das göttliche Fragen: „Habt ihr jemals Mangel gehabt?" und das dankende Antworten: „Herr, nein, niemals, keinen!" Es waren bitter böse Tage, denn unsere Stadtmission konnte ja nicht mehr ihren Verpflichtungen all denen gegenüber nachkommen, die ihr zum Bau des Hospizes mit Darlehen geholfen hatten, weil man ihr mit roher Gewalt die Hände gebunden und den Mund geschlossen hatte. Aber nach diesen trüben Tagen, in denen die Schuldenlast zu immer größerer Höhe stieg, kam endlich der Tag, an dem auch unsere Innere Mission wieder Freiheit und Anerkennung gewann.

Am 3. September 1917 wurde Riga von den deutschen Truppen erobert. Nun war auch wieder die Bahn frei für evangelische Liebesarbeit. Sie wurde nicht mehr verdächtigt und geknebelt. So konnte denn am 22. Januar 1918 die Wiederaufrichtung der Stadtdiakonie, jetzt unter dem Namen „Rigasche Stadtmission", stattfinden.

Die deutsche Besatzungsregierung hob, unter anderen Erlassen der russischen Regierung, auch das unsinnige Verbot des St. Johannisvereins auf. Den Bemühungen, einen neuen Anfang der Inneren Missionsarbeit zu gewinnen, stand sie, in richtiger Erkenntnis des allgemeinen Wertes solcher Arbeit, nicht nur wohlwollend gegenüber, sondern unterstützte sie in jeder Weise.

Wie sehr aber die alte Stadtdiakonie ein Recht zum Wiederbeginn ihres Lebens und Wirkens hatte, ja, wie sehr sie ein notwendiger Faktor in unserem kirchlichen Leben geworden war, wie sehr sie sich einen Platz als gern gesehene und nun schwer vermißte Helferin unserer Gemeinden erworben hatte, das konnte aus den freundlichen, warmen Worten des stellvertretenden Generalsuperintendenten, als des Vertreters der kirchlichen Obrigkeit, und des Stadtpropstes, als des Vertreters der Rigaschen Pastorenschaft, wohl ersehen werden. Und gerade solch unumwunden gespendete Anerkennung hatte, nicht zum letzten, den Tag des Wiederbeginns unserer Stadtmission zu einem Freudentag gemacht.

Was in jener Stunde die Herzen bewegte, kam beredt zum Ausdruck in den Worten des stellvertretenden Generalsuperintendenten, Oberpastors P. H. Poelchau:

„Ein Hauch österlicher Freude lagert über dieser Stunde. Wieder ist unsere Heimat die via dolorosa gewandelt, wieder hat sie Stillfreitag erlebt, der nicht nach Stunden nur bemessen war. In solches Erleben hineingezogen ward auch die Stadtdiakonie. Man hat sie totgeschlagen. Wir haben sie eingesargt. Wir haben sie begraben. Die Totenklage haben wir nicht gehalten. Sie war uns verwehrt. Wer Gewesenem nachtrauerte, der war verdächtig.

Heute aber feiern wir Auferstehung. Heute wird's offenbar, daß das Dichterwort zu Recht besteht: „Begraben können sie viel, doch töten nichts." Heute kommt es uns zum Bewußtsein, daß es wohlgetan war, in dunkler Nacht sich des Liedes zu getrösten vom Geiste, der in uns allen lebt, ob auch das Haus zerfallen mag, und von der festen Burg, zu der sich uns der große Gott erbietet."

Zum Schluß sandte noch Pastor G. Hillner liebevolle Grüße in die Ferne zu dem noch in der Verbannung weilenden Leiter der Stadtdiakonie, Pastor Schabert:

„Einen zweiten Anfang haben wir in dieser Stunde gemacht. Manchem geht der Blick der Erinnerung zurück zum Tag des ersten Anfangs. Wir sind heute sachlich gewesen. Es kommt ja vor allem auf die Sache an, die große heilige Sache, der es zu dienen gilt. Aber ein Gedanke, ein Gedenken darf doch auch den Personen sich zuwenden, welche vom ersten Anfang an zu der Sache stark und treu gestanden. Ein stilles Grüßen des Herzens hat gewiß von manchem hier Mitfeiernden her Pastor Oskar Schabert gesucht. Durch zwei Jahrzehnte waren wir es gewohnt, bei jedem neuen Unternehmen der Inneren Mission ihn mit dabei, wenn nicht vornan zu sehen. Er war es auch, der vor 15 Jahren die Hand an den Pflug unserer Stadtdiakonie gelegt, und in seiner Hand ist das Steuer der Leitung geblieben, bis der Leiter der Stadtmission zu ihrem Märtyrer wurde. Auf die Frage danach, was ihm zum Vorwurf gemacht werde, wußte der abgesandte Beamte nur anzugeben: „Eine gar zu umfassende Tätigkeit." Diese Tätigkeit hat auch unsere Stadtmission umfaßt mit brennendem Herzen, mutig angreifendem Handeln, vieles ersinnendem Sorgen. Ein W o r t des Grüßens würde ihn vielleicht doch nicht erreichen.

Es sei unser Gruß an ihn ein Gruß der Tat, eben der Gruß der neugründenden Tat, die wir jetzt getan. Solcher Gruß hat etwas Kongeniales mit dem Manne der Tat, er wird ihm mehr als jeder andere willkommen sein."

In den neuen Anfang ging es nun hinein mit dem Wort als Leitstern, das Paul Gerhardt in den Wüsteneien, welche der dreißigjährige Krieg zurückgelassen, die Gemeinden singen ließ:

„Habt fröhliches Vertrauen
Und Glauben, der da siegt,
So wird Gott wieder bauen,
Was jetzt daniederliegt!..."

Der Wiederanfang war gemacht. Aber wie schwer war das Wiederaufbauen! — Wir standen vor einem Trümmerfeld. Ehe man da bauen kann, gilt es erst die Ruinen abtragen, das Trümmerfeld räumen, neuen Raum schaffen zum bauen. Es war ja fast alles aufgelöst, nicht nur die einzelnen Arbeiten, nein, was viel schlimmer war, die Grundlage, auf der die Arbeiten ruhten: die Gemeinschaft der Interessenten und die Form, in der die Arbeit geschah; die Vereinstätigkeit war zerstört. Die kurze Zeit von 2 Jahren hatte genügt, das Zerstörungswerk gründlich zu vollziehen.

Zwar haben wir mit dem Liquidieren der über alle drei ehemaligen Ostseeprovinzen Rußlands Est-, Liv- und Kurland sich erstreckenden Arbeiten des Baltischen Landesvereins für Innere Mission, St. Johannisverein, so viel als möglich gezögert. Immer wieder hegten wir die Hoffnung auf die Stunde des Wiederaufbauens und wollten so viel als möglich erhalten. Und sehr wider ihren Willen hat uns die russische Regierung selbst dabei geholfen. In Reval nämlich, dem Sitz der Abteilung Estland des Johannisvereins, hatte die Polizei das gesamte Archiv, alle Geschäftsbücher und alles Inventar beschlagnahmt und hatte den Vorstand der Abteilung gezwungen, ein Reversal zu unterschreiben, daß er sich nicht im geringsten mehr um die Angelegenheiten des geschlossenen Johannisvereins kümmern würde. Dadurch wurde es der Liquidationskommission, deren Sitz in Riga war, unmöglich gemacht, ihre Arbeit auszuführen, zumal die Revaler Polizei sich standhaft weigerte, das beschlagnahmte Archiv herauszugeben. Unterdessen drang aber der Gouverneur ständig auf beschleunigte Liquidation, ja brachte es fertig, einmal sogar einen Termin von 4 Tagen zu

stellen, freilich nur, um diesen „Befehl" zurücknehmen zu müssen. Aber schließlich war doch in den 2 Jahren fast alles aufgelöst, zerstört.

Es galt also von neuem anfangen. Die Freude die alte, liebgewordene Arbeit wieder aufnehmen zu können, nicht zum wenigsten aber auch die verständnisvolle Haltung des städtischen deutschen Wohlfahrtsamtes, das in der Stadtmission eine willkommene Ergänzung der eigenen Arbeit sah, gab die Kraft in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder manches neu entstehen zu lassen. Was einst Pastor Max Braun der Stadtmission bei ihrer Gründung war, der tatkräftige Freund und Berater, das wurde ihr jetzt Pastor D. Öhlkers, der Vorsteher des Stephansstiftes in Hannover. Kaum war die Möglichkeit brieflichen Verkehrs mit Deutschland geboten, als er sich mit seiner Hilfsbereitschaft meldete. Durch seine Vermittelung hat der Ev.-luth. deutsche Seemannsfürsorgeverband sogleich eine namhafte Geldsumme zur Verfügung gestellt, mit der die alte Seemannsstation in Riga, die im Kriege in eine Militärapotheke umgewandelt war, wiederhergestellt und eröffnet werden konnte. Ja, D. Öhlkers scheute nicht die beschwerliche Reise nach Riga, um hier an Ort und Stelle mit seinen Erfahrungen zu helfen und zu raten bei der Einrichtung der beiden Fürsorge-Erziehungsanstalten, zu denen die Anstalten Pleskodahl und Johanneshof auf Antrag des städtischen Wohlfahrtsamtes neu eingerichtet werden sollten. Bei der Flucht des russischen Heeres vor dem einrückenden deutschen Heer hatte sich viel Zivilbevölkerung, namentlich viele Reservistenfrauen dem zurückweichenden russischen Militär angeschlossen. Im allgemeinen Wirrwarr waren aber viele halbwüchsige Kinder, namentlich Knaben, von ihrer Familie getrennt worden. Diese und andere durch die Kriegszeit verwahrloste Jugendliche galt es zu sammeln und zu versorgen. Die Anstalt Pleskodahl wurde in kurzer Zeit mit über 100 Zöglingen eröffnet. Der Johanneshof, der durch die Einquartierung kirgisischer Militärarbeiter unglaublich verschmutzt und zum Teil demoliert war, mußte durch umfangreiche Reparaturen neu instand gesetzt werden. Als Hauseltern dieser beiden neueröffneten Anstalten wurden die Brüder des Stephansstiftes Wilh. Dietrich und Albert Guhlke, letzterer, der frühere langjährige Hausvater von Nazareth, vom Militär angefordet und angestellt. Zugleich wurde im Gebäude des Hospizes, im ehemaligen Lazarett, das Heim des Evan-

gelischen baltischen Notstandskomitees eröffnet. — Von den alten Mitarbeitern, besonders den Diakonen, kehrten freilich die meisten in die alte Arbeit nicht mehr zurück. Die zweijährige Pause hatte sie gezwungen, sich eine andere Erwerbsmöglichkeit zu suchen. Der Mangel an ausgebildeten Arbeitskräften machte sich aber so empfindlich bemerkbar, daß energisch an die Ausbildung neuer Kräfte gedacht werden mußte. Pastor Deggeler, der letzte Vorsteher des evang. Brüderhauses in Petersburg, stellte sich in den Dienst der Stadtmission, um den ca. 15 Männern, die sich dem Dienst der Inneren Mission widmen wollten, den ersten Unterricht zu erteilen, bis sie zu weiterer Ausbildung in ein deutsches Brüderhaus kommen konnten. Unterdessen war auch Pastor O. Schabert aus der Verbannung heimgekehrt und hatte wieder die Leitung der Stadtmission übernommen.

Da kam der Zusammenbruch Deutschlands und mit ihm der Zusammenbruch aller neuen Hoffnungen und aller neuen Anfänge. Es kam der 3. Januar 1919, der Einzug der Bolschewiken, die Proklamierung „Räte-Lettlands" und kurze Zeit darauf das Dekret, das alle bestehenden Vereine aufhob und so auch alle Arbeit der Stadtmission lahmlegte. Es folgte die Verhaftung des Diakonen Bernhard v. Böttticher, der in treuer Amtserfüllung einen seelsorgerlichen Besuch gemacht hatte. Es folgte die Konfiskation aller Häuser, alles Vermögens, die Aussiedelung und Entlassung der Hausväter aus den Anstalten, die Aussiedelung des Inspektors aus seiner Wohnung, die Schließung der Geschäftsstelle, aus der nicht einmal die Akten und Bücher herausgenommen werden durften, und die dem Hausknecht als Erweiterung seiner Wohnung zugesprochen wurde. Zum zweiten Mal war die Stadtmission zerstört; dieses Mal gründlicher und vollständiger als das erste Mal. Zum zweiten Mal waren ihre Arbeiter brotlos.

Es schien, als sei nun alles endgültig zu Ende, endgültig fortgewischt, was die Stadtmission je gearbeitet hatte. Wenn bei der ersten Zerstörung der Stadtmission die Hoffnung auf eine Wiederbelebung nie schwinden wollte, so schien jetzt, da die Leiden, die Zerstörung, die Verfolgung unserer Heimat von allen Seiten hereinbrach, alles nur dunkel, ganz hoffnungslos zu sein. Dieser Abschluß eines Werkes, dem über ein Jahrzehnt der Lebensarbeit gehört, war bitter schwer, um so schwerer nach der so schönen erfolgreichen Zeit

des Wiederaufbauens, nach der ersten Zerstörung im Jahre 1915. Großes und Vieles hatte Gott der Stadtmission in 18 Jahren ihres Bestehens gelingen lassen, nun war alles zerschlagen worden. Wir mußten es lernen: „Ein Weiser rühme sich nicht seiner Weisheit, ein Starker rühme sich nicht seiner Stärke, ein Reicher rühme sich nicht seines Reichtums. Sondern wer sich rühmen will, der rühme sich des, daß er mich wisse und kenne, daß ich der Herr bin, der Barmherzigkeit, Recht und Gerechtigkeit übet auf Erden" (Jer. 9, 22—23). Das können wir rühmen von Gott. Unsere Arbeit zerbrach ganz und gar, Gottes Recht und Gerechtigkeit blieb! Seine Barmherzigkeit hat uns durch Gefängnis und Todesnöten hindurchgeholfen und es uns vergönnt, noch einmal die Arbeit anzufangen.

Am 22. Mai 1919, dem für unser Heimat unvergeßlchen Tage, wurde Riga durch die Baltische Landeswehr im Verein mit deutschen Freikorps und lettischen Formationen von den Bolschewiken befreit. Der schon im November des vorhergehenden Jahres begründete lettländische Staat hatte noch den Angriff der vom Abenteurer Bermondt-Awalow geführten Truppen zurückgeschlagen und konnte dann endlich Ruhe und Ordnung im Lande wiederherstellen. Nun konnte auch solche Kulturarbeit, wie sie die Stadtmission tat, wieder angefangen werden.

Aber welch ein Anfang! Zwei Mitarbeiter von den Bolschewiken erschossen, zwei Mitarbeiter gestorben an Entbehrung und an im Gefängnis erworbenen Flecktyphus, Leiter und Inspektor durch monatelange Gefängnishaft an der Gesundheit geschädigt, an Tatkraft gehemmt, die übrigen Mitarbeiter zum größten Teil zerstreut, ins Ausland verzogen, in der Hungersnot der Bolschewikenzeit gestorben. Alle Häuser bis zur Unbewohnbarkeit demoliert, das Inventar verschleppt oder zerbrochen. Auf dem Boden des Hospizes lagen die Scherben und Trümmer mutwillig zerstörter Sachen über einen halben Meter hoch.

Im August 1919, nachdem die erste Beruhigung im Lande wieder eingetreten war, wurde dennoch der dritte Anfang der Stadtmission gemacht. Die wenigen Getreuen der Stadtmission, die noch am Leben waren und noch im Lande waren, kamen auf meine Bitte zu einer Beratung zusammen, ob und wie nun die Stadtmission wieder arbeiten könne. Die ganz veränderten Verhältnisse, die starke soziale und politische Verschiebung, die wirtschaftliche

Schwächung gerade der Kreise, die früher wesentlich die Stadtmission pekuniär gestützt hatten, die Verdrängung der Deutschen vom Platz der Führenden auf den Platz einer Minorität, bedingten eine andere Art des Arbeitens, stellten andere Aufgaben. Die Stadtmission wollte wieder arbeiten, aber sie wollte fortan nur den deutschen Gemeinden dienen, und die Arbeit an den lettischen Glaubensgenossen einem in Gründung begriffenen lettischen Verein für Innere Mission überlassen. So war es auch mit den am Werk der Inneren Mission interessierten Pastoren lettischer Nationalität vereinbart. Als wichtigste Aufgabe erkannte die Stadtmission nun die Sammlung der Jugend an. Darum regte sie die Wiedereröffnung des Evangelischen Vereins junger Männer an und ermöglichte das, indem sie die Gagierung eines Vereinssekretärs übernahm und dem Verein die Mitarbeit des Inspektors der Stadtmission zum Wiederaufbau zusicherte. Diese feste Verbindung zwischen dem E. V. J. M. und der Stadtmission hat dann mehrere Jahre gedauert. Zugleich machte sich die Stadtmission an die Arbeit an der weiblichen Jugend, die zunächst in kleinen Kreisen gesammelt wurde. Und endlich übernahm die Stadtmission die früher selbständige Arbeit der deutschen Jugendfürsorge.

Im Jahre 1920, nach der inzwischen erfolgten Rückkehr des Präses Pastor O. Schabert in die Heimat, erfolgte die Gründung des Vereins christlicher junger Mädchen. Der neue Anfang war wieder gemacht. Die neue Zeit erforderte neue Arbeitsmethoden. Viele alte Aufgaben konnte die Stadtmission nicht wieder anfangen, es fehlten die Arbeiter, es fehlten die Mittel. Da ich inzwischen an den, durch den Märtyrertod des Pastors August Eckhardt verwaisten Beichtkreis der Domgemeinde als Pastor berufen worden war, konnte ich nur einen kleinen Teil meiner Zeit und Kraft dem Werk der Stadtmission widmen. Es wurde mir bald klar, daß gerade jetzt eine volle Kraft für die Stadtmission nötig war, die die neuen Wege suchen und die neuen Aufgaben erfüllen konnte. Ich habe darum dem Vorstand der Stadtmission vorgeschlagen, einen neuen Inspektor für die neue Zeit mit ihren neuen Forderungen anzustellen, und habe ihm, als der Vorstand glaubte, den neuen Mann in Pastor van Beuningen gefunden zu haben, gern Platz gemacht zum Besten der Arbeit.

A. Burchard, Pastor am Dom zu Riga.

Revirescit

„Sie wird wieder grünen", so schrieb voller Optimismus der Präses der Rigaer Stadtmission zu einer Zeit, da man die Stadtmission für bankerott erklärte. Denn als man ihr die Asyle, Herbergen, Arbeits- und Heilstätten genommen, als sie ihre Diakonen durch Ermordung und Verschickung verlor, da schien unsere Stadtmission tatsächlich „einem toten Baumstumpf gleich, der nachgeblieben war von dem einst so schönen kräftigen Baum". Scheinbar bedeutungslos geworden für das Ganze durch die unersetzlichen Werte, die verloren gegangen waren, menschlich gesprochen vernichtet und verloren, und doch revirescit: „er grünt wieder".

In diesem Zeichen des Vorfrühlings stand die Arbeit der Rigaer Stadtmission zu der Zeit, als der langjährige Inspektor Pastor A. Burchard zu allgemeinem Bedauern das Inspektoramt niederlegen mußte, da er Pastor am Dom geworden war und mir sein Amt vom Vorstande übertragen wurde. Die Situation hatte sich nach der Vertreibung der Bolschewiken ganz geändert. Waren die Deutschen bisher die Führenden auf dem Gebiete der Kirche und der Inneren Mission und konnten mit den lettischen Glaubensgenossen Hand in Hand arbeiten, so waren sie nun ein schwaches Häuflein geworden, allein auf sich gestellt. Ganze Stände waren vernichtet und verarmt. Seitdem fast alle Fabriken und Kapitalien nach Rußland evakuiert und dort verloren gegangen waren und seit durch das Agrargesetz 96% allen deutschen Besitzes genommen war, hob die große Arbeitslosigkeit und Verarmung unter der deutschen Bevölkerung Lettlands an. Während vor dem Kriege fast jeder deutsche Mann Ersparnisse machen konnte, so haben jetzt in der Regel die meisten Schulden aufzuweisen. Die deutsche Kaufmannschaft Rigas ist durch Plünderung und Inflation verarmt. Wieviel Tragödien haben sich in den schönen Villen und Häusern Rigas abgespielt, in den sich die alten Patrizierfamilien nicht mehr halten

konnten, die ihren Besitz veräußern mußten! Fast aus allen führenden Stellungen sind deutsche Männer verdrängt worden, weil sie eben Deutsche waren.

Dieser materiellen Not folgte naturgemäß auch tiefste seelische Not.

Wenn ich diese Schilderung der Erschütterung des Deutschtums im Lettenlande in meinen Bericht hineingenommen habe, so tat ich es, um die gänzlich veränderte Situation zu zeichnen, in welcher die Rigaer Stadtmission ihre Arbeit wieder aufnehmen und weiterführen mußte. In ein weites Meer der Not mußte sie einen kleinen, schwachen Kahn werfen. Nicht mit vollen Segeln konnte sie in die Arbeit hinein, obschon die sittliche Erschütterung weitester Schichten eine intensivere Arbeit als je erfordert, denn es fehlte das dazu nötige Geld.

Standen der Stadtmission früher die Wege zur Beschaffung der nötigen Mittel immer offen, so ist sie nun durch den Anschluß an die Fürsorgezentrale mit ihren Ausgaben an eine bestimmte Summe gebunden, da sie keine Sondersammlungen veranstalten darf. Sie muß eben auch mit der bedrängten wirtschaftlichen Lage unserer Gesellschaft rechnen.

Wir haben kein Hospiz, kein Nazareth, kein Bethanien, kein Johannishof mehr. Wir trugen uns mit der Hoffnung, ein Haus für deutsche Arbeits- und Obdachlose gründen zu können.

Der Mangel einer solchen Stätte erschwert unsere Arbeit oft bis zur Unmöglichkeit, und wir haben es bis jetzt doch nicht erreicht, weil die dazu nötigen Mittel nicht aufgebracht werden konnten.

Was aber hat unsere deutsch-evangelische Stadtmission trotz allem in diesen Jahren ihres Wiederaufbaues geleistet? Einen großen Teil der Arbeit, den früher die Stadtmission tat, tut heute jede Gemeinde selbst für sich.

Unsere Aufgabe ist es geblieben, nachgehende Seelsorge zu treiben an den Gefangenen, Trinkern, Prostituierten, Obdachlosen, Ortsfremden 2c. Es ist die Arbeit, die am meisten Zeit und Mühe verlangt und die nichts Imponierendes an sich hat, weil sie in aller Stille geschieht, nicht in die Öffentlichkeit dringt. Und damit komme ich zu den einzelnen Zweigen unserer Arbeit.

Die Seemannsmission

Während des Weltkrieges lag der Rigaer Hafen blockiert da: kein Schiff konnte hinein, keins hinaus. Auch die alte Livländische Seemannsmission war geschlossen. Als dann die ersten deutschen Schiffe hier eintrafen, waren die Seeleute allerlei Anfeindungen ausgesetzt. Die Wunden des Krieges waren eben noch nicht verheilt und man sah in jedem Deutschen noch den Feind. Daher wurde die Wiedereröffnung der Deutschen Seemannsstation und die Anstellung eines Seemannsmissionars dringend notwendig.

Wie erwünscht diese Wiedereröffnung den deutschen, aber auch den skandinavischen Seeleuten war, zeigte sich bald. Schon im ersten Jahr ist die Station von 1087 Seeleuten besucht worden.

Im Spätherbst ist das Lesezimmer mitunter zu klein, um alle aufzunehmen. Hier finden sie geeignete Lektüre, sowie Gelegenheit zum Schreiben und verbringen manches gemütliche Plauderstündchen mit den Kameraden.

Der Seemannsmissionar steht den Seeleuten mit Rat und Tat zur Seite, besucht sie auf den Schiffen und versorgt sie mit religiösen Schriften. Besonders dankbar sind sie für die ihnen in jedem Jahr veranstalteten Weihnachtsfeiern. — In Riga erkrankte Seeleute werden vom Seemannsmissionar treu besucht, durch eigene Schuld zurückgebliebene durch Vermittlung über Libau in die Heimat zurückbefördert.

Bei all diesen großen und kleinen Hilfeleistungen, die der Seemannsmissionar den Seeleuten erweist, bleibt aber das eine das wichtigste: die persönliche Beeinflussung und die Seelsorge, die er an ihnen übt.

Gefangenenfürsorge

Wie alles in der Arbeit der Stadtmission neu und das meiste anders angefangen werden mußte, so gilt dies auch von der Arbeit in den Gefängnissen. War es früher eine wohlorganisierte Arbeit gewesen, so gelang es nun, da eine neue staatliche Verwaltung neue Ordnungen geschaffen hatte, erst nach vielen, oft vergeblichen Bemühungen, Zutritt zu den Gefängnissen zu erhalten und eine christliche Bedienung der deutschen Gefangenen durchzuführen.

Von den beiden Gefängnissen Rigas, zu denen ich als Inspektor der Stadtmission Zutritt erhalten habe, ist das Rigaer Zentralgefängnis das größte in Lettland.

Tausendfünfhundert sind es wohl gewöhnlich, die es hinter seinen düsteren festen Toren beherbergt; davon wohl 150 Deutsche.

Mehr als die Hälfte von ihnen sind mehrjährige, etliche lebenslängliche Gefangene.

In diese Welt der tiefen, bitteren Finsternis hinein hat die Rigaer Stadtmission versucht Strahlen des Lichtes göttlichen Wortes hineinleuchten zu lassen, damit die Kluft ausgefüllt werde, die sie trennt von ihrem Gott. Die allsonntäglichen deutschen Gottesdienste, die ich in beiden Gefängnissen Rigas halte, sind immer gut besucht, und es gibt viele andächtige Zuhörer in dieser Gemeinde. Man gewinnt immer wieder den Eindruck, daß die Sträflinge, insbesondere die, die eine lange Haftzeit vor sich haben, empfänglich sind für das Wort Gottes, und daß unter dem Joch der Sünde Kräfte schlummern, die sich zum Guten entfalten könnten. Die Predigten sind meist kurz, denn langen Ausführungen können sie schwer folgen.

Viel Zeit dagegen braucht man nachher für die persönlichen Aussprachen, es sind so unendlich viel Dinge, die jeder einzelne auf dem Herzen hat.

Wir haben entlassene Gefangene, die bis dahin in wilder Ehe lebten, getraut, uneheliche Kinder Gefangener getauft. Durch unsere Hände gehen oft Geldsendungen und Pakete für die Internierten. Auch versuchen wir nachher den entlassenen Sträflingen durch Stellenvermittelung den Weg ins bürgerliche Leben zu ebnen.

Immer wieder werden wir von entlassenen Sträflingen oder deren Angehörigen aufgesucht. Sie kommen in die Sprechstunden der Geschäftsstelle; es gibt aber auch Zeiten, wo ich täglich von dem einen oder dem andern spät abends oder wieder früh am Morgen in meiner Wohnung aufgesucht und um vertrauliche Aussprache, um Rat und Hilfe gebeten werde. Neben diesen erwähnten Diensten, die die Rigaer Stadtmission den entlassenen Gefangenen zu erweisen versucht, wird auch manches Stück stiller Arbeit getan, das nicht genannt werden kann, weil es nicht vor das Forum der Öffentlichkeit gehört.

Hausbesuche

Die Voraussetzung für die Notwendigkeit der Hausbesuche durch die Stadtmission ist jetzt eine andere als früher. Durch die nationale Trennung der Kirche und durch viele Neugründungen kleiner Gemeinden ist die Arbeit in den einzelnen Gemeinden viel intensiver und reger. So wird jeder Pastor selbstverständlich auch die meisten seelsorgerischen Fälle in seiner Gemeinde selbst erledigen.

Und doch kommt es immer wieder vor, daß der Rigaer Stadtmission besonders schwierige Fälle übertragen werden, bei Trinkern, Vagabunden ꝛc., wo nachgehende Seelsorge unerläßlich ist, und zu der der einzelne Gemeindepastor nicht die nötige Zeit hat. Denn wie oft findet man die Menschen, an denen Seelsorge geübt werden soll und die gewöhnlich an der Peripherie der Stadt leben, nicht zu Hause!

Schwer macht sich da bei uns der Mangel geeigneter Diakonen, die der Stadtmission vor dem Kriege zu diesem Zweck zur Verfügung standen, bemerkbar. Jetzt sind es hauptsächlich freiwillige Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die in aller Stille diesen schweren Dienst tun.

Die Jugendpflege der Stadtmission

Da es von jeher die besondere Aufgabe der Stadtmission gewesen war, für die seelischen Notstände ihrer Volksgenossen zu sorgen, so wandte sie sich demgemäß in erster Linie der Arbeit für die Jugend zu.

War es doch gerade die deutsche evangelische Jugend, die es aus dem Schiffbruch zu retten galt.

So entstanden als erste Arbeiten nach der Bolschewikenverwüstung 2 größere Jugendorganisationen: der E. V. J. Männer und der Ch. V. J. Mädchen, deren Tätigkeit in den folgenden Jahren immer mehr ausgebaut und erweitert worden ist. Diese Vereine sind Jugendbewegung, von der Jugend zum Teil selbst erhalten. Ihr letzter Zweck und höchstes Ziel ist, ganz bewußte Christen zu erziehen, die bereit sind, Kräfte und Gaben in den Dienst des Nächsten zu stellen.

Während der E. V. J. Männer sich mit der Zeit von der Stadtmission löste und mit uns nur noch in Arbeitsgemeinschaft steht, ist der Ch. V. J. Mädchen auch weiter der Stadtmission unter-

stellt und wird von ihr unterhalten. Im Mittelpunkt seiner inneren Vereinstätigkeit stehen drei Bibelkreise, daneben zwei Sprachkurse, ein Literatur-, ein Lesekreis und eine Reihe von technischen Kreisen.

Zu den zweimal im Monat stattfindenden allgemeinen Versammlungen ist durch eine Reihe wertvoller Vorträge eine Fülle von Anregung gebracht worden. Die Hilfstruppe arbeitet in stiller Treue und leistet so manche Hilfe durch Haus- und Flickarbeit, durch Nachtwachen und Botendienste. Der Nähkreis hat so viel Kleider und Wäsche gearbeitet, daß zu Weihnachten eine reiche hübsche Bescherung gemacht werden konnte.

Nach außen hin hat der Verein versucht einen Zusammenschluß mit den parochialen Jungmädchenvereinen zu erziehlen.

Nachdem dieser Zusammenschluß der Jugend der christlichen Vereinigung in Riga erreicht worden war, besuchte die Leiterin des Ch. V. J. Mädchen auch die kleinen Provinzstädte unseres Landes, um eine Arbeitsgemeinschaft anzustreben, was ihr auch zum Teil gelungen ist. — Eine Neuerscheinung in der Jugendarbeit sind die in den letzten Jahren regelmäßig im Sommer stattfindenden Freizeiten, die gewissermaßen den Höhepunkt des Jahres bilden.

Eine Teilnehmerin so einer Freizeit schreibt folgendes darüber: „Wer eine Freizeit mitgemacht hat, der weiß, welch eigenes, fast feierliches Gefühl einen beim bloßen Klang dieses Wortes überkommt. Wer sie nicht aus eigener Erfahrung kennt, dem kann man wohl den äußeren Hergang einer Freizeit beschreiben, das Tiefste und Innerste wird man ihm nicht schildern können, das muß eben erlebt werden. Vielleicht liegt das Wunderbare in dem völligen Losgelöstwerden vom Alltäglichen, in dem Sichfreimachen vom Ich und in dem starken Sichhineinversenken in die wichtigsten Lebens- und Heilsfragen." — Im vergangenen Sommer sind allein 7 solcher Freizeiten von der Stadtmission veranstaltet worden.

Die **Jugendfürsorge** der Rigaer Stadtmission, die seit Jahren in den Händen ihrer bewährten Leiterin Frl. A. Krannhals ruht, hat sich's zur Aufgabe gemacht, den Kindern unserer Stadt durch vorsorgende und vorbeugende Arbeit zu dienen, und ist dadurch der Brennpunkt unserer Inneren Missionsarbeit geworden.

Wieviel junges Leben wird dem Deutschtum unserer Stadt durch ihre Tätigkeit erhalten, wieviel sittlich verloren geglaubte Kinder werden durch sie den Eltern wieder zugeführt!

Sie vermittelt Anstaltserziehung, sorgt im gegebenen Fall für Unterbringung in Tagesbewahranstalten und Schulen, verschafft Familienpflege u. s. w.

Um das erreichen zu können, steht sie in allerengster Fühlung mit der Kirche, mit den kirchlichen Armenpflegen, dem Notstandskomitee, dem Frauenbunde und anderen Wohlstandsämtern.

Segensreich und notwendig ist die Arbeit der Jugendfürsorge und weniger denn je könnten wir sie missen angesichts des großen Kinderelends in unserer Stadt.

Auch die **Patenmission** ist ein notwendiger Faktor unserer Jugendarbeit geworden. Sie wird immer wieder da in Anspruch genommen, wo es gilt Taufpaten nachzuweisen, die auch die christliche Erziehung ihrer Taufkinder fördern; so hat zum Beispiel vor einiger Zeit eine solche treue Taufmutter das Kind einer Gefangenen zu sich genommen, pflegt und erzieht es und bewahrt es davor, zu verkommen, während seine Mutter im Gefängnis ihre Strafe büßt.

Aber auch bei den jetzt so vielfach vorkommenden Mischehen ist es von großem Wert, daß wir eine Patenmission haben und Müttern, die einen andersgläubigen Mann haben und den hiesigen Verhältnissen fremd gegenüberstehen, geeignete Taufpaten für ihre Kinder nachweisen können.

Vorbereitung zur Konfirmation

Obwohl sich die Verhältnisse in unserem Lande gebessert haben und die deutschen Schulen unbehindert arbeiten können, machen die Pastoren in jedem Jahr die Erfahrung, daß sich Konfirmanden mit völlig unzureichenden Kenntnissen melden. Die Konfirmandenlehre setzt jedoch ihrem Wesen nach Kenntnisse der Biblischen Geschichte und des Katechismus voraus. Außerdem melden sich oft unbegabte oder aus Rußland zurückgekehrte Kinder, die eigentlich ganz ohne Religionsunterricht aufgewachsen sind, ja deren Kenntnisse der Muttersprache so gering sind, der deutsche Wortschatz so klein, daß sie über die Bedürfnisse des täglichen Lebens nicht hinausgehen. Für solche Kinder hält die Stadtmission je nach Bedarf 2—4 Vorbereitungsstunden wöchentlich.

Besonders schwierig gestaltet sich auch die Arbeit an Harthörigen, denen durch Einzelunterricht jedes Wort laut ins Ohr

hineingesagt werden muß. Es gelingt oft nur in mühevoller Arbeit, den Kindern die allernotwendigsten religiösen Begriffe beizubringen. Der Unterricht wird von der Stadtmission unentgeltlich erteilt.

Trinkerfürsorge

Durchgreifend könnte an ihnen nur gearbeitet werden, wenn wir wie früher eine Trinkerheilstätte hätten. Von Jahr zu Jahr wird die Notwendigkeit hierzu zwingender.

Wir haben uns bis jetzt ohne eine solche behelfen müssen und versuchen unsere 30—40 Trinker durch häufige Besuche, durch Vermittlung von Stellen, durch Fürsorge an ihren Frauen und Kindern vor gänzlicher Verkommenheit zu retten. An ihnen arbeitet mit großem Eifer der frühere Leiter der Trinkerheilstätte Johanneshof, Diakon Klein. Seiner Energie und seiner unermüdlich nachgehenden Seelsorge ist es zu danken, daß so manche entgleiste Existenz wieder den Weg zurückgefunden hat zu ordentlicher Lebensführung und glücklichem Familienleben.

Auch die **Vagabundenpflege** würde nur dann rationell durchgeführt werden, wenn wir ein Heim hätten, in dem wir Leute zeitweilig unterbringen könnten, um sie auf ihre Arbeitswilligkeit hin zu prüfen. So aber müssen wir uns damit begnügen, den zu uns kommenden Vagabunden durch Verteilung von Speisemarken für die Notstandsküche und durch Ermöglichung der Rückreise zeitweilig materielle Hilfe zu leisten. Daß damit natürlich wenig oder vielmehr garnichts erreicht wird, ist selbstverständlich. Erst dann, wenn es uns möglich wäre, auf den völligen Wandel so eines verkommenen Menschen hinzuwirken, könnte dem Übel an die Wurzel gegangen werden.

Die Arbeit an den Prostituierten

Im Jahre 1923 hat die Stadtmission die Arbeit an den Prostituierten wieder aufgenommen. Diese seelsorgerische Tätigkeit konzentriert sich in dem Krankenhause „Alexandershöhe", in welchem Pastor Inser in großer Treue die deutschen gefallenen Mädchen und Frauen in den einzelnen Krankenstuben besucht und ihnen Andachten hält. Es ist besonders schwer, an diese Kranken heranzukommen, denn sie zeichnen sich durch stumpfe Mutlosigkeit aus

und sind völlig apathisch gegen Religion und alle idealen Güter. Die besten von ihnen, die ernstlich gewillt sind ein anderes Leben zu führen, finden nach ihrer Heilung Aufnahme in der Rettungsanstalt für Prostituierte, im „Weißen Kreuz", wo sie zu ordentlicher Arbeit und Lebensführung angehalten werden.

Die Saaltätigkeit

Die Stadtmission erhält zwei Missionssäle, den Emmaus- und den Bethlehemssaal, die ein Bollwerk werden sollen für die zunehmende Entkirchlichung einerseits und die Ausbreitung der Sekten andererseits.

Man kann den Segen nicht verkennen, den Gott auf die Pflege der Gemeinschaft gelegt hat. Diese Tatsache haben sich die Sekten zu nutze gemacht. Viel mehr, als mit ihren einzelnen Irrlehren fangen sie die Menschen durch ihr ausgebildetes Gemeinschaftsleben. Diesem Bedürfnis ist die Rigaer Stadtmission durch die Eröffnung ihrer Saaltätigkeit entgegengekommen. Allsonntäglich werden in den von ihr gemieteten Sälen des Abends eine Predigt oder ein Vortrag gehalten. Nachher bleibt man zusammen, bespricht Fragen aus dem kirchlichen und sozialen Leben, tauscht Meinungen aus über das eben Gehörte und hat damit erreicht, daß Gottes Wort in freier, vertraulicher Form besprochen wird. Zu diesen sonntäglichen Versammlungen hat ein jeder Zutritt, und aus der Zahl der Besucher sehen wir, daß sie dem Bedürfnisse vieler entsprechen. Der geselligen Erholung und Unterhaltung ist alle drei Wochen ein Sonntag gewidmet, wo nach einer kurzen Ansprache musikalische Vorträge und Deklamationen den Abend füllen und wo der Besucher durch Tee und Weißbrot auch leiblich erquickt wird. Diese sonntäglichen Versammlungen zogen ziemlich bald auch in der Woche abgehaltene Bibelstunden nach sich, die von einem treu zusammenhaltenden Stamme regelmäßig besucht werden. Naturgemäß bildete sich bei diesem Kreise das Verlangen, auch aktiv an der Liebestätigkeit aller Art teilzunehmen. Es meldeten sich Mitarbeiter zur Kolportage; Kranke und Arme wurden besucht und unterstützt, Weihnachtsbescherungen für arme Kinder veranstaltet. Da diese Arbeit von einer ihrer selbst bewußten Gemeinschaft getragen wird, können wir hoffen, daß von ihr aus der Innere Missionsgedanke in weitere Kreise dringt.

Auswandererfürsorge

Seit Jahren wandern Tausende deutscher Kolonisten aus Rußland aus. Unser Emigrantenlager in den langgestreckten Holzbaracken des II. städtischen Krankenhauses ist dazwischen von ihnen überfüllt. Zum Auswandern gezwungen sind diese armen Menschen durch wirtschaftliche Not und nicht zum mindesten durch die religiöse Bedrückung, der sie ausgesetzt sind.

Früher lebten sie in geschlossenen großen Kolonien und hatten es durch Fleiß und Arbeit zu großem Wohlstande gebracht. Nun hat man ihnen das Land bis auf einen kleinen Rest genommen und Russen in ihre Dörfer gesetzt. Die Gebäude sind verfallen, die Herden vernichtet, Maschinen und Ackergeräte verschleppt und verdorben. Schwerer aber als die wirtschaftliche Not lastet auf den Kolonisten die religiös-kulturelle Bedrückung. Die alten Lehrer werden durch neue, in kommunistischem Sinne erzogene, ersetzt. Durch atheistische Vereine wird die christliche Jugend verdorben. Die religiöse Beeinflussung der Kinder durch Eltern und Lehrer ist streng verboten, gleichfalls die Sonntagsschule, die nur in einigen Gegenden geduldet ist.

Die Auswanderer halten sich einige Tage in Riga auf, um dann weiter nach Libau zu reisen, wo Amerikadampfer sie aufnehmen, um sie in die neue, fremde Heimat zu bringen.

Während ihres Aufenthalts in Riga sucht die Stadtmission diese Glaubensgenossen in ihrer Verlassenheit auf, hält ihnen Gottesdienste und Andachten, versammelt sie auch nachher zu vertraulichen Aussprachen und versucht, ihnen dadurch einen Lichtblick zu schaffen, ein Freudenfünklein mitzugeben auf ihren weiten, ungewissen Weg.

Schriftenvertrieb

Früher verteilten die Diakonen unentgeltlich bei ihren Hausbesuchen gedruckte Schriften, Predigten und Flugblätter. Jetzt sind aber diese Traktate so teuer geworden und wir unsererseits so arm, daß eine unentgeltliche Verbreitung der Schriften nur in den seltensten Fällen möglich ist. Trotzdem sind im Laufe des vergangenen Jahres an Broschüren, Flugblättern, Predigten und Trostblättern viele tausend Exemplare zum Verkauf und zur Verteilung gekommen, nicht nur in Riga, sondern auch in anderen

Städten und den deutschen Bauerngemeinden Lettlands. Es ist dem Schriftenvertrieb gelungen, schöne Spruchkarten zu beschaffen, die für Festtage, Konfirmation und besondere Gedenktage so gern gekauft werden.

Treue Mitarbeiter sind am Werk, diesen Schriftenvertrieb auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, sie gelangen auf Gemeindeabenden, Jugendfesttagen, in den Bibelstunden der Missionssäle zum Verkauf. Von der Stadtmission wurden herausgegeben apologetische Schriften gegen die Sekten, wie auch das kleine Büchlein „Bildnisse und Aussprüche Baltischer Märthyrer". Zum Schluß seien auch die Predigten erwähnt, die am Totensonntag und Karfreitag auf allen Kirchhöfen Rigas zur Verteilung gelangen und den Traurigen und Einsamen Trost und Licht bringen sollen.

Die Plakaten-Mission

Die Plakaten-Mission ist schon überall in Deutschland seit 1912 als gemeinnütziges Unternehmen tätig. Sie hat es sich zur Aufgabe gemacht, unter der Überschrift „Goldene Worte berühmter Männer" bedeutungsvolle Aussprüche solcher Männer zu bringen, die durch ihre überragende Größe im voraus auf Gehör rechnen dürfen. Durch das Aufhängen solcher Plakate sollen einzelne und weitere Kreise religiös, national und sozial beeinflußt werden und das Evangelium zu solchen Leuten kommen, die sich vielleicht selten oder nie unter seinen Schall stellen. Bei uns in Riga sind diese Plakate nur in den Versammlungssälen der Innern Mission und in den Sprechzimmern der Pastoren und in Privathäusern zur Anwendung gekommen, da man sie öffentlich nicht aushängen kann, weil sie nach den hiesigen Verordnungen auch eine lettische Übersetzung haben müßten.

Und noch von mancherlei Arbeit unserer Stadtmission wäre hier zu berichten: von den **Gottesdiensten in den Altersheimen, im Nachtasyl, den Krankenhäusern,** von der **Evangelisation, den Lichtbildervorträgen, den Bibelstunden** usw., doch genug davon.

Zum Schluß seien noch einige Worte an die Freunde und stillen Mitarbeiter unseres Vereins gerichtet. Ihnen, die sich durch selbstlose, freiwillige, oft nicht leichte und bequeme Arbeit in den

Dienst der Nächstenliebe gestellt haben, hat unser Verein ganz besonders zu danken.

Sie haben durch schönen Gesang und durch musikalische Vorträge die Gottesdienste in den Gefängnissen verschönt und die Herzen der Gefangenen bewegt, auch den Alten und Kranken in den Heimen manch schöne und genußreiche Stunde bereitet.

Sie haben durch Spenden aller Art den Armen und Gefangenen viel Freude gemacht und ihnen Speise und Trank zugetragen.

Sie sind es auch, die in unermüdlicher Weise unterwegs waren, unsere Mitgliedskarten auszutragen und auszugeben, die kleinen Sammelbüchsen auszuteilen und einzuholen.

Wie oft sind arme, kranke und verzagte Menschen immer wieder besucht und getröstet worden! Was sie getan haben im Großen und Kleinen, sind Aufgaben der Liebe gewesen, und allzeit sind solche Aufgaben ein hohes Vorrecht gewesen.

Diese Liebe aber führe uns gemeinsam auch weiter, durch alles Dunkel dieser Zeit, bis wir einst gemeinsam stehen werden in dem Lichte, das ewig bleibt.

Insp. P. E. van Beuningen.

Unsere Toten

Von den vielen, die in den 25 Jahren ihre Hand mit ans Werk der Stadtmission gelegt und ihre Gaben in den Dienst der großen Sache gestellt, ist eine große Zahl heimgegangen zu ihres Herrn Freude. Unser Dank folge ihnen über das Grab hinaus. Von etlichen der Heimgegangenen aber soll hier besonders die Rede sein, daß ihr Gedächtnis unter uns erneuert werde.

Vor allen gedenke ich dankend Pastors **Max Braun.** Er hat mir die Wege geebnet, daß ich den großen Mann, den Stöcker, in seiner großen Arbeit der Berliner Stadtmission, kennen lernen konnte und ihm in seinem gastlichen Hause persönlich näher treten durfte, so daß ich in Stöcker einen väterlichen Freund verehren durfte, der mitbestimmend auf meine pastorale und soziale Lebensarbeit eingewirkt hat. M. Braun kam auf meine Bitte nach Riga, um unsere Stadtmission begründen zu helfen. Er hat unsern Arbeitern in Berlin die Wege geebnet, daß sie, hier lernend, geschickt wurden zur Pionierarbeit in der Heimat. Mit M. Braun habe ich Jahr um Jahr, so oft ich ihn in seinem gastfreien Pastorate in Berlin aufsuchte, oder mit ihm schöne Sommerwochen auf dem Lande oder in den Bergen verbrachte, die Arbeit der Rigaer Stadtmission durchgesprochen und seines klugen Rates und seiner großen Erfahrung gevorteilt. Vielen, vielen Rigensern, die wir an ihn wiesen, hat er, besonders in der Kriegszeit, tatkräftigste Hilfe angedeihen lassen. Kurz, dem teuren Manne dankt die Rigaer Stadtmission unendlich viel. Weilte er noch unter den Lebenden, wir würden ihn bitten, unser Ehrenmitglied zu werden.

Er ist im vorigen Jahre heimgegangen; wir haben auf sein Grab einen Erikakranz gelegt, geschmückt mit Rigas alten Farben . . .

Als in diesem Juli 25 Jahre vergangen waren, seit ich mit meinem lieben Freunde den Grundstein zur Rigaer Stadtmission legen durfte, da bin ich in der Morgenfrühe an sein Grab auf dem alten Schöneberger Friedhof getreten und habe in stiller Stunde Gott gedankt für alle Liebe dieses teuren Mannes, die er mir und der Rigaer Stadtmission erwiesen.

Und weiter der liebe D. **Oehlkers,** Vorsteher des Stephansstiftes bei Hannover, der kernfeste Niedersachse, der treue Lutheraner.

Er gab mir nicht nur die Anregung, nein, er machte es mir zur Gewissenssache, die Livländische Seemannsmission 1897 zu begründen. Er gab der Rigaer Stadtmission für ihre Anstalten die ersten Brüder aus seinem Stephansstift. Er war es, der, als in der deutschen Okkupationszeit die Stadtmission wiederaufgebaut werden konnte, zu uns herüberkam, uns Mut zum Wiederaufbau machte und uns die Hände dazu füllte. So haben wir wieder gebaut; freilich, nach wenigen Monaten zerstörten es die Bolschewiken! Der Dank aber bleibt, den wir diesem teuren Manne schulden!

Was hat die Rigaer Stadtmission für feine Kassenwarte gehabt! Männer, die wußten: der Kassenwart einer Inneren Missionsarbeit ist ein Angestellter in der Bank des großen Gottes. Er muß seinen Bankherrn stets bitten um das tägliche Brot, daß es uns durch Menschenhand gegeben werde. Er muß die Sorgen bannen, wenn der Termin kommt, da die Gehälter gezahlt werden müssen, er muß hoffen können, auch wenn die Kasse ganz leer ist. Bei dem „fröhlichen Defizit", das fast alle Jahre bei uns geherrscht, haben wir es als eine sonderliche Gnade Gottes gewertet, daß wir solche Kassen- resp. Defizitverwalter gehabt.

Der erste war Kaufmann **Th. Prieskorn.** Er war durch tiefes Leid gegangen, und schenkte sein Herz den Ärmsten. Für die entlassenen Strafgefangenen errichtete er aus eigenen Mitteln ein Heim und erhielt es durch Jahre.

Sein Nachfolger war **G. Ruhtenberg,** ein Kaufmann, der nicht eine Herzkammer voll Geschäfte und die andere voll Christentum hatte, sondern dessen ganzes Herz vom Herrn erfüllt war, der auch ein Herr seiner kaufmännischen Arbeit war.

Stadtmissionsarbeit hat es vielfach mit Menschen zu tun, an denen Seelsorge allein nichts auszurichten vermag. Der Arzt muß mit seiner Wissenschaft helfen, die zerstörte Persönlichkeit aufzubauen. Dankbar gedenken wir der beiden heimgegangenen Ärzte: Dr. med. **Joh. Redlich** und Dr. med. **Arved Bertels,** die beide charismatisch begabte seelsorgerische Ärzte waren, die selbstlos und treu den Trinkern und Vagabunden gedient; sie waren in allem echte rechte Missionsleute.

Es sind noch viele andere heimgegangen, die einst mitgearbeitet, die hier nicht alle genannt werden können; unter den vielen müssen

wir aber besonders derer gedenken, die Gott selber durch ihr Sterben ausgezeichnet hat, indem er sie würdigte, für ihn zu sterben . . .

Bernhard v. Boetticher

Gott hat ihn wunderbar geführt. Er wollte Theologie studieren, ein Augenleiden machte ihm das Studium unmöglich. Doch die Sehnsucht an Menschenseelen zu arbeiten, ließ ihm keine Ruhe, bis er im späteren Alter Stadtmissionar wurde. Mit unermüdlicher Geduld ging er den Einzelnen nach, auch in den schwersten Tagen, als die Stadtmission von den Bolschewiken verboten worden war. Auf einem Gange zu einer Witwe, deren Mann erschossen worden war, wurde er verhaftet. Im Gefängnis litt er in der dunklen Zelle, die ihm das Lesen unmöglich machte, unter dem nagenden Hunger. Er bleibt auch im Gefäugnis Bote seines Herrn. „Die Aufrichtung meiner Leidensgenossen zu dem Lichte meines Lebens stärkt auch mich", schrieb er aus dem Gefängnis.

Am 19. März 1919 ist er mit vielen anderen erschossen worden. An der Stelle, wo B. v. B. gefallen, fand man das Feldgebetbuch aufgeschlagen liegen, angestrichen war das Lied:

„Wie wird uns sein, wenn endlich nach dem schweren,
Doch nach dem letzten ausgekämpften Streit
Wir aus der Fremde in die Heimat kehren
Und einziehn in das Tor der Ewigkeit!"

Theologe wollte Bernhard v. Boetticher werden, ein Zeuge Christi war er sein Leben lang, ein Märtyrer wurde er. Unserer Rigaer Stadtmission ein leuchtendes Vorbild von der Treue bis in den Tod.

Hermann Bergengruen

Der erste Inspektor der Rigaer Stadtmission. Ein Kind im Freuen, ein Held im Leiden. Wie brannte sein Herz im Feuer der ersten Liebe, als wir miteinander die Arbeit begannen! Dann trennten sich unsere Wege. Er trug das Feuer, davon sein Herz in der Rigaer Stadtmission ergriffen, in seine deutsche Gemeinde zu Wenden. Dann grüßten wir uns in Sibirien. „Nicht um der Verbrechen, deren die Russen uns anklagen, sitzen wir hier, sondern um unserer Sünde willen", war die Erkenntnis, zu der er sich durchgerungen. Dann trennten sich wieder unsere Wege, er kehrte in sein Pfarramt

zurück, ich durfte noch nicht aus der Verbannung heimkehren. Dann kamen wir wieder in den Schreckenstagen 1919 zusammen. Er floh nicht. Er wollte wirken, so lange es Tag. Leid, das seiner wartete, war ihm nichts Seltsames, 1. Petr. 4, 12. Die Bolschewiken führten ihn aus der Petrikirche, wo er stellvertretend amtierte, ins dunkle Gefängnis. Da hat er seinen letzten großen Missionsdienst geleistet und mit seinem sonnenhellen Glauben Liebe und Freude in die vielen Zellen seiner Mitgefangenen getragen. Er selbst reifte im Leid für die Ewigkeit, in die er als treuer Knecht am 22. Mai 1919 einging, da ihn die Bolschewikenkugel auf dem Gefängnishof niederstreckte, weil er ein Zeuge Christi war.

Ludwig von Wilpert

Ein Stiller im Lande, der nie was bedeuten wollte, der aber treu war und in solcher Treue ein Großer wurde.

Mit nie ermüdendem Eifer ist er durch Jahre Sammler der Stadtmission gewesen, und dabei ein Werber für die Sache, der er diente.

Auch diesen Stillen haben die Bolschewiken gegriffen und ins Gefängnis geschleppt. Das hat er, als aus seines Gottes Hand kommend, still hingenommen. Er ist einer von denen, von deren Leiden wir nichts erfahren. Der Stille ist wohl unter den Rohen ganz still geworden, nur das eine wissen wir, er hat entsetzlich unter dem Hunger gelitten. Am 22. Mai 1919 fand man ihn auf dem Gefängnishof hingestreckt; es schien, als ob er friedlich auf den harten Steinen schliefe. Da man sein bleiches Haupt aufhob, fand man in der rechten Schläfe die kleine Schußwunde, aus der ein wenig Blut geronnen. O. Schabert.

David Kirsch,

Kassaführer der Stadtmission von 1909—1919; seine Kasse führte er im Sinn des Wortes Phil. 4, 6: „Sorget nichts, sondern in allen Dingen lasset euer Bitten in Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kund werden". Aber immer war er dabei bedacht, das materielle Wohlergehen der Stadtmissionare zu stärken und zu sichern. Ein Mann kindlich reiner, tiefer Frömmigkeit, hat er lange Zeit hindurch die lettische Abteilung der „Kindersonntagsfreude" geleitet. Dabei wußte er den Kindern viel von dem mit-

zuteilen, was er selbst in den vielen Stunden gesammelt hatte, die er dem Forschen in der Bibel und dem Lesen der Werke Luthers gewidmet hatte. Im Jahre 1919 ist auch er von den Bolschewiken verhaftet worden. Als wir uns eines Nachts in der „politischen Abteilung" (einem Haftlokal) trafen, und er mein Erschrecken über seine Verhaftung sah, sagte er mir zur Begrüßung: „Fürchtet Euch nicht vor denen, die den Leib töten und die Seele nicht mögen töten. Wir kommen hier nicht heraus, wir werden sicher erschossen, aber dann geht es ja zum Vater". Seinen Zellengenossen ist er, wie mir später einer von ihnen, ein Jude, sagte, „ein frommer Vater" gewesen. Der 22. Mai 1919 brachte ihm die Befreiung; aber er hat sich ihrer nicht freuen können. Er kam als Kranker, infiziert mit dem Flecktyphus, nach Hause. Nach kurzem, schwerem Leiden starb er. „Siehe ein rechter Israelit, in dem kein Falsch ist."

Peter Apkaln,

Lehrer an einer Volksschule, wurde von der russischen Regierung seines Amtes enthoben, als er aus der griechisch-orthodoxen „Staatskirche" zur evangelisch-lutherischen Kirche übertrat. Dann kam er in den Dienst der Stadtmission und hat ihr in seiner stillen, bescheidenen Art treue Dienste geleistet. Als Lette wurde er in erster Linie in die Arbeit an Letten gestellt, so besonders im Evangelisations-Saal „Bethanien". Er hat seine lettischen Volksgenossen von ganzem Herzen geliebt, gerade darum aber litt er, wo ihm nationaler Chauvinismus entgegentrat. Christentum war ihm mehr als Nationalität. Als die Stadtmission zusammenbrach, brach auch Apkaln zusammen. Er fand keine dauernde Arbeit mehr, und hat manche Not erleiden müssen. In seiner überbescheidenen Art fürchtete er immer, den Ansprüchen nicht genügen zu können. Gram und Sorge zerbrachen den an sich schon leidenden Mann. Ihn traf ein Schlaganfall, von dem er sich nur schwer und langsam erholte. In der Bolschewikenzeit ist er dann den Entbehrungen erlegen. „Welche aber wohl dienen, die erwerben sich selbst eine gute Stufe, und eine große Freudigkeit im Glauben an Christo Jesu" (1 Tim. 3, 13).

Charlotte Laischkaln,

einst Fabrikarbeiterin, dann Diakonissin, die tatkräftige Hausmutter des Heims für entgleiste Frauen „Bethabara", die mehr mit ihrem

Beispiel als mit Worten erzog. Die Selbstverständlichkeit ihres christlichen Lebens wirkte ansteckend. Ihr fröhliches, entschiedenes Christentum, ihr gesunder Humor, ihr gläubiger Optimismus brachte fast zwingend den Verirrten wieder zurecht. Oft genügten nur einige Worte, die Widerstrebenden fügsam zu machen. Feste Strenge und zarte Liebe paarten sich in ihrem Wesen. Fest und zart zugleich wußte sie ihre Schutzbefohlenen anzufassen. Darum war sie von ihnen geliebt und geachtet wie eine Mutter. — Sie war aber auch eine streitbare Christin. Als im Weltkriege das beim militärische Einquartierung russischer Offiziere erhielt, hat sie es verstanden, ihr Haus vor Zuchtlosigkeiten zu schützen. Den russischen Leutnant, der über die religiösen Bilder an der Wand und die Sprüche in deutscher Sprache spottete, hat sie so energisch zurechtgewiesen, daß er sie um Verzeihung bat. Und furchtlos hat sie einem Obersten, der mit einem Frauenzimmer in das Haus einziehen wollte, den Eintritt verwehrt. Sich selbst verstand sie nicht zu schonen. Sie hat auf ihrem Platz noch ausgehalten, als Fliegerbomben und Geschosse um das Haus niederfielen. In der Arbeit hat sie ihre Kräfte verzehrt. Nur kurze Zeit nach der Evakuierung des Asyls aus der gefährdeten Zone hat sie ausruhen dürfen, dann starb sie, weil ihre verbrauchten Kräfte einem Leiden keinen Widerstand entgegensetzen konnten. Von dieser schlichten, „ungebildeten" und an Herz und Seele doch so „hochgebildeten" Frau konnte jeder etwas lernen, und jeder, der sie kannte, hat ihr etwas zu danken.

Pastor Burchard.

Ein Nachwort

Der ehrwürdige Altmeister der Innern Mission D. Th. Schäfer hat mit allem Nachdruck die Innere Mission als „kirchliche Reformbewegung" bezeichnet. Diesen Charakter wird die Innere Mission hauptsächlich in den Ländern tragen müssen, wo die Kirche in ihrem Glauben und Bekennen ungehindert ist, ja von Gesetz und Macht des Staates geschützt wird, denn da kommt sie leicht in Gefahr verweltlicht zu werden; dem gegenüber wird die Innere Mission ihre reformatorische Kraft bewähren und ihre Freiheit der Kirche gegenüber behaupten müssen, um, wo nötig, auch der Entartung in der Kirche entgegenzutreten, in der Hoffnung, ihren „innern Zustand" zu bessern, wie Schäfer sagt.

In Ländern aber, wo, wie im Baltenlande, die Kirche unterdrückt wurde und Not und Verfolgung sie vor Veräußerlichung schützt, ist es der Innern Mission selbstverständlich, vor allem der Kirche dienend zur Seite zu stehen, zu bewahren, was gefährdet, zu heilen, was krank. So hat es auch die Rigaer Stadtmission gehalten, und doch hat auch ihr der reformatorische Zug nicht gefehlt. Das Beste, das Bleibende ihres Wirkens ist wohl dieses, daß es ihr gelungen ist, den Ausbau des gemeindlichen Lebens mit dem Geiste der Innern Mission zu erfüllen, so daß jetzt in allen deutschen Gemeinden Rigas Kanäle und Becken geschaffen sind für die rege gemeindliche Betätigung. Das ist, glaube ich, die reifste Frucht ihres Wirkens.

Möge auch ferner Beides der Rigaer Stadtmission beschieden sein, das Dienen, und das Bessern durch das Vorbild, das ihr, leichter zu geben fällt, als es der in schwerer Rüstung kämpfenden Kirche möglich ist.

Wie es der Innern Mission selbstverständlich sein muß, der Kirche zu dienen, so möge es der Kirche selbstverständlich werden, daß sie der Innern Mission, als einer wichtigen Ergänzung ihres gemeindlichen Lebens nicht entbehren kann; dann wird es nur noch eine Frage der Zeit sein, daß solche Erkenntnis in der Verfassung der Kirche verankert wird, wie solches vielfach anderwärts schon geschehen. Damit wäre es festgelegt: Kirche und Innere Mission gehören untrennbar zusammen, so wie Mutter und erwachsene Tochter zusammengehören, so lange sie Gott zusammen leben läßt. D. O. Schabert.

W. F. Häcker, Riga.



Am 10. November 1926, 7 Uhr abends
gedenkt die **Rigaer Stadt-Mission** ihr

25-jähriges Bestehen

mit einer Gottesdienstlichen Feier
in der **St. Petri-Kirche** zu begehen.

Im Anschluß daran soll im **oberen Saal**
der **St. Johannis-Gilde** eine

Nachfeier

stattfinden, zu der Sie hiermit herzlich eingeladen werden.

Im Namen des Vorstandes
der Rigaer Stadt-Mission

der Leiter

D. O. Schabert.

Es wird gebeten diese Einladung beim Eingang in den Saal vorzuweisen.

W. F. Häcker Riga.